



# SPRACH REPORT

1. Quartal

1/94

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

## DIE »GRAMMATIK DES HEUTIGEN DEUTSCH«

Erkundungen zu einem verkannten Wissensgebiet

von Gisela Zifonun

*»Von der Gestalt der künftigen Tragödie wissen wir nichts. Wir hören nur den lauter werdenden Mysterienlärm, den Bocksgesang in der Tiefe unseres Handelns. Die Opfergesänge, die im Inneren des Angerichteten schwellen. Die Tragödie gab ein Maß zum Erfahren des Unheils wie auch dazu, es ertragen zu lernen. Sie schloß die Möglichkeit aus, es zu leugnen, es zu politisieren oder gesellschaftlich zu entsorgen. Denn es ist Unheil wie eh und je; die es trifft, haben nur die Arten gewechselt, es wahrzunehmen, es anzunehmen, es zu nennen mit abgetönten Namen.«*

(B. Strauß, Anschwellender Bocksgesang. Spiegel 6/1993, S. 205).

Hinter dieser Textpassage steht nicht nur der individuelle Gestaltungswille des Dramatikers und Essayisten Botho Strauß, nicht nur eine Einstellung zu Fragen der Gesellschaft und der Kunst, die man teilen mag oder auch nicht, sondern auch ein Kenntnissystem, an dem wir alle partizipieren. Dieses schafft erst Zugang zu den Inhalten, über die wir debattieren können, es ist Träger und Organisator alles Mitzuteilenden.

Dieses Kenntnissystem sagt uns z.B., daß der im zweiten Satz angesprochene, lauter werdende Mysterienlärm, der Bocksgesang in der Tiefe unseres Handelns und die Opfergesänge, die im Inneren des Angerichteten schwellen, ein und dieselbe Sache sind – unabhängig davon, ob wir dies nachvollziehen können oder nicht.

Dies ist so, weil die entsprechenden Ausdrücke »appositiv« – mit den Mitteln der Kasusidentität und der Adjazenz – verknüpft sind. Appositiv Verknüpftes bezeichnet Identisches.

Das Kenntnissystem erlaubt uns auch, klar zu identifizieren, was mit dem über die letzten Sätze der Passage wiederkehrenden es gemeint ist: Genus- und Numerusidentität zwischen der Anapher es und dem Ausdruck *des Unheils* führen auf die richtige Spur.

Ein solches Kenntnissystem heißt »Grammatik«. Es wird deutlich, daß die Grammatik nicht nur das Gerüst oder Skelett einer Sprache ist, wie eine gängige Metapher lautet. Sie ähnelt in ihrer Wirkungsweise auch einem komplexen neurophysiologischen oder hormonalen System, wenn von einer bestimmten Stelle im Satz »Boteninformationen« – etwa ein Genus- und Numerusdatum – zu bestimmten anderen Stellen, auch über die Satzgrenze hinaus, abgeschickt werden. Die grammatische Struktur hält Texte im Innersten zusammen.

Sicher kennt man die Bedeutung des Grammatischen immer schon. Nicht von ungefähr ist die Grammatik die älteste der sprachwissenschaftlichen

Disziplinen. Aber oft wurde das Interesse am übergreifenden Kenntnissystem verschüttet unter der Last tradierter Präskriptionen, unter dem kleinlichen Klebenbleiben an der äußeren Form oder der unreflektierten Regel. Grammatikschreibung gilt so eher als dienende Disziplin für die Zwecke

### Inhalt

Die »Grammatik des heutigen Deutsch« von Gisela Zifonun	S. 1
Schlüsselwörter der Wendezeit von Dieter Herberg	S. 4
30 Jahre IDS von Bernd Ulrich Biere	S. 5
Schlüsselwörter in umwelt-politischen Auseinandersetzungen von Carmen Spiegel	S. 6
Impressum	S. 7
Glossen	S. 8, 11
»Pränomen ist auch Omen« von Wilfried Seibicke	S. 9
»Hat jeder zu wissen, wo die Heimat ist« von Ulrich Reitemeier	S. 12
Tagungsberichte	S. 13, 16
Historisches Textkorpus von Elke Donalies und Ulrike Haß-Zumkehr	S. 14

des Mutter- oder Fremdsprachen-  
unterrichtes.

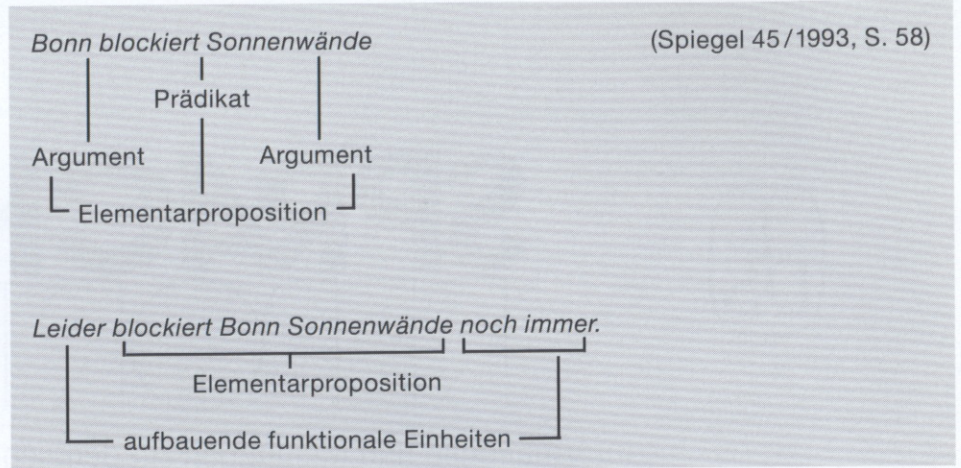
Die »Grammatik des heutigen  
Deutsch« will dieses Kenntnissystem  
umfassend darstellen und es als etwas  
vorstellen, über dessen Funktionswei-  
se nachzudenken auch für »Kenner  
und Könner« lohnend und spannend  
sein kann \*. Die Grundidee ist dabei,  
daß erst die Zusammenschau von  
grammatischer Form und grammati-  
scher Funktion einen erhellenden Zu-  
gang eröffnet.

Wir gehen davon aus, daß sprach-  
liche Ausdrücke bestimmten Zwecken  
oder kommunikativen Aufgaben die-  
nen und daß ihre Form funktional ist,  
also im Hinblick auf diese Aufgaben  
zweckdienlich. Dabei gilt diese Funk-  
tionalität einerseits – und eher selbst-  
verständlich – für grammatische Groß-  
formen wie den Text oder Diskurs oder  
den Satz. Solche Großformen sind si-  
cherlich in auffälliger Weise mit kom-  
munikativen Zwecken wie etwa dem  
Mitteilen, dem Auffordern, dem Fragen  
usw. verknüpft. In der »Grammatik des  
heutigen Deutsch« wird daher auch  
von »Kommunikativen Minimaleinhei-  
ten« gesprochen, wenn Sätze oder  
andere grammatische Formen als ele-  
mentare Einheiten, mit denen sprach-  
liche Handlungen vollzogen werden  
können, betrachtet werden.

Andererseits – und dies ist entschei-  
dend für die Sehweise dieser funktio-  
nalen Grammatik – sind auch die Bau-  
steine solcher Großformen,  
insbesondere des Satzes, in dem ge-  
nannten Sinne funktional. Das bedeu-  
tet, daß nicht der Großform Satz holi-  
stisch ein kommunikativer Zweck  
aufgesetzt wird, sondern daß die Teile  
des Satzes systematisch einen identifi-  
zierbaren Beitrag zum Gesamtzweck  
leisten.

### Die funktionale Perspektive

Ein erster Teil der Grammatik – wir  
sprechen von einem Großkapitel – ist  
der rein funktionalen Perspektive auf  
Kommunikative Minimaleinheiten ge-  
widmet. Wir halten es für sinnvoll, uns  
über eine gewisse Strecke allein auf  
die Inhaltsseite des grammatischen  
Systems einzulassen. Bisher wurde ein  
solcher Versuch kaum unternommen;  
es fehlt daher noch an einschlägiger  
Begrifflichkeit und durchgängiger  
Systematik. In der »Grammatik des  
heutigen Deutsch« unterscheiden wir  
zwischen den semantischen Grund-  
bausteinen Argument und Prädikat, die  
zu der Elementarproposition zusam-  
mentreten, einerseits und den aufbau-  
enden funktionalen Einheiten ander-  
erseits:



Gerade die Vielgestaltigkeit und wech-  
selseitige Interaktion der aufbauenden  
funktionalen Einheiten war bisher kaum  
Gegenstand der Grammatik. Zwar ken-  
nen wir alle Etiketten wie Temporal-,  
Lokal-, Kausalbestimmung oder Nega-  
tion. Aber wer hat sich schon die Mühe  
gemacht, den Unterschied zwischen

*Er ist lange nicht dagewesen.*  
und  
*Er ist nicht lange dagewesen.*

herauszuarbeiten und systematisch zu  
erklären.

Die Elementarproposition oder auch  
die durch aufbauende funktionale Ein-  
heiten erweiterte Proposition machen  
noch nicht aus, was eine Kommunika-  
tive Minimaleinheit besagt. Denn wir  
entwerfen ja nicht nur Beziehungen  
zwischen Gegenständen oder Größen,  
sondern machen sie mit bestimmten  
grammatischen Mitteln in einem virtu-  
ellen Sprechhandlungsraum fest. Die  
Sätze der Textpassage von Botho  
Strauß sind an den verwendeten Mit-  
teln als Aussagesätze erkennbar. Mit  
ihnen stellt der Autor eben die Be-  
hauptungen auf, denen wir begeistert  
zustimmen oder die wir entrüstet zu-  
rückweisen. Es liegt, wie wir sagen, ein  
bestimmter Modus vor. Andere Modi,  
wie etwa der Frage-Modus, der Auffor-  
derungs-Modus, der Ausrufe-Modus,  
sind durch andere grammatische Mittel  
und ein anderes illokutives Potential  
gekennzeichnet. Die Grammatikalisie-  
rung des Sprechhandlungspotentials  
ist daher ein weiteres Thema des funk-  
tionalen Großkapitels.

### Die Perspektive von Text und Diskurs

Z	Ich mach das mal
S1	Toll!
S	Blödmann!

(Redder, Schulstunden, S. 33)

Auch die gesprochene Sprache, der  
Diskurs, hat seine Grammatik. Lange  
wurde das vergessen oder ignoriert;  
die Grammatik der gesprochenen  
Sprache galt als minderwertige, z.T.  
defektive Ausgabe der Grammatik des  
Geschriebenen. Mit der Einsicht, daß  
Mündlichkeit und Schriftlichkeit jeweils  
eigenständige Existenzformen von  
Sprache sind, wächst nun auch das In-  
teresse an den grammatischen Spezifi-  
ka des Diskurses. Die Unterschiede  
sind z.T. tiefgreifend: Nur im Diskurs  
spielt die Interaktionssituation unmit-  
telbar in die Verbalisierung hinein: Was  
(interaktiv) präsent ist, muß nicht ver-  
balisiert werden: Sprecherin S1 kann in  
unserem Beispiel ihre Zustimmung  
schlicht mit einem exklamativ intonier-  
ten »Toll!« zum Ausdruck bringen,  
Sprecherin S ihre wertende Reaktion  
schlicht mit »Blödmann!«. Sogenannte  
vollständige Sätze wären redundant.  
Aber auch Ellipsen dieser Art haben  
ihre Grammatik. Man denke etwa an  
zwei- oder mehrgliedrige Formen wie:

*Das Klavier hierher – den Fernseher  
ganz in die Mitte!*

Diskursspezifisch sind insbesondere die  
vielgestaltigen Interjektionen und die  
Exclamative. Deutlich werden die Un-  
terschiede zwischen situationsgebun-  
denem Diskurs und situationsentbun-  
denem Text auch bei der Deixis. Nur  
der Diskurs erlaubt die situative Deixis  
mit Formen wie *hier, dort drüben, diese  
Banane*, bei der der Sprecher den Hör-  
er auf eine im Wahrnehmungsraum,  
nicht etwa im Diskurs gegebene Größe  
hin orientiert. Bei der Textdeixis hinge-  
gen – man denke an Textsätze wie *Dies  
habe ich oben an der Textpassage von  
Strauß demonstriert.* – konstituiert die  
textuelle Inskription den einzig mög-  
lichen Verweisraum. Komplette Dis-  
junktheit auch im Grundinventar des  
Sprechens und Schreibens: Nur im Ge-  
sprochenen sind z.B. mit der Satz-  
intonation relativ eindeutige Markierer  
des Modus gesetzt, die im Geschrie-  
benen durch die Satzzeichen nur  
unvollkommen imitiert werden.

## Die kompositionale Perspektive

Das auf hierarchischen Ordnungen beruhende, jedoch an der Oberfläche rein lineare Zusammenfügen unterschiedlich gebauter Teile zu jeweils größeren Teilen und schließlich zu einem Ganzen, dieser Aspekt der Kompositionalität unterscheidet das grammatische Kenntnissystem am deutlichsten von anderen sprachlichen Teilsystemen. Unter kompositionaler Perspektive sind weite Teile der Grammatik geschrieben. Dabei gehen semantisch-funktionale und syntaktische Analyse Hand in Hand: Semantisch »zusammengerechnet« kann nur werden, was sich in syntaktischen Strukturen artikuliert hat. Wir setzen dabei an bei der Komposition der Kommunikativen Minimaleinheit aus ihren primären Komponenten, den traditionellen Satzgliedern und dem Verbalkomplex und schreiten fort zu der Betrachtung einzelner Phrasentypen. Fragen, die sich hier stellen, sind etwa: Wie ist die Binnenstruktur einer komplexen Verbgruppe wie *soll geschrieben worden sein*, wie determinieren die einzelnen Bestandteile Modalverb, Partizip des Vollverbs, Partizip des Hilfsverbs, Infinitiv des Hilfsverbs einander in syntaktischer und in semantischer Hinsicht? Nach welchen Prinzipien sind die Verbkomplemente

im Deutschen organisiert, welches Argument von mehreren hat aufgrund semantischer oder anderer Spezifika die größten Chancen Subjekt zu werden, welches Akkusativobjekt? Wir wissen heute, daß unterschiedliche Sprachen dieses Zuordnungsproblem zwischen semantischer und syntaktischer Ebene, diese Konkurrenz um syntaktische Plätze, in unterschiedlicher Weise steuern. Besonderes Interesse verdient auch die lineare Organisation im Deutschen mit ihrer faszinierenden Mischung aus Ordnung und kommunikativ oder stilistisch nutzbarer Freiheit. So erzielt Strauß z.B. am Ende der einleitenden Textpassage einen stilistischen Effekt durch die Nachstellung, die Nachfeldpositionierung der *mit*-Phrase. Normalerweise würden wir sie vor dem Infinitiv erwarten. Strauß macht in dem Essay noch mehrfach von diesem Stilmittel des Nachtrags Gebrauch.

Zugang zum grammatischen Kenntnissystem verschaffen wir uns nicht (allein) durch Introspektion. Spekulationen darüber, ob bestimmte Organisations- und Strukturprinzipien angeboren sind, unterlassen wir. Wir bauen unsere Analysen auf der sorgfältigen Auswertung der in den Mannheimer Korpora gespeicherten Texte auf. Authentische Textbelege werden es dem

künftigen Leser erlauben, die Schlußfolgerungen der Autoren nachzuvollziehen. Gleichzeitig zeigen sie auf eindringliche Weise die Existenz und die Flexibilität des grammatischen Systems über die unterschiedlichen Text- und Diskursarten hinweg.

Die Grammatik des heutigen Deutsch wird 1994 abgeschlossen sein. Sie wird auf etwa 2000 Druckseiten in zwei Bänden Stoff zum Nachschlagen, zum Verweilenden Nachlesen und zum Nachdenken bieten.

\* Unter dem Titel »Gesucht: eine Grammatik für Könner« wurde die »Grammatik des heutigen Deutsch« den Lesern des SPRACHREPORTS in einem Beitrag von B. Strecker in Heft 1/86 avisiert.

### Literaturhinweise

Nähere Informationen zur Konzeption der Grammatik finden sich in:

Zifonun, G. (Hrsg.) 1986: Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. Tübingen: Narr.

Hoffmann, L. 1989: Towards a Pragmatically founded Grammar. In: Graustein, G./Leitner, G. (Hrsg.) 1989: Reference Grammars and Modern Linguistic Theory. Tübingen: Niemeyer, 111 – 132.

Die Autorin ist Leiterin der Abteilung »Grammatik« am Institut für deutsche Sprache.

## Amtswechsel

Mit Dank für die seit 29 Jahren für das Institut für deutsche Sprache geleistete Arbeit hat das IDS im Oktober letzten Jahres den Präsidenten des Instituts, den Bochumer Germanistikprofessor Siegfried Grosse, feierlich verabschiedet. Die Stadt Mannheim nahm den Amtswechsel zum Anlaß, den scheidenden Präsidenten mit der Schiller-Plakette auszuzeichnen. Nachfolger im Amt des Präsidenten ist der Züricher Germanistikprofessor Horst Sitta.

Schon bevor Siegfried Grosse zum stellvertretenden Vorsitzenden und dann zum Präsidenten des »Kuratoriums« gewählt wurde, hat er zu vielen Forschungsarbeiten im IDS Anregungen gegeben und dies, ohne eine bestimmte sprachtheoretische oder methodische Doktrin durchsetzen zu wollen. Dies gilt etwa für seine Arbeit in der »Kommission für Fragen der Sprachentwicklung«, die er viele Jahre leitete. Dabei kam es ihm erklärmaßen darauf an, zwischen den eher grundlagenorientierten Forschungen des Instituts und linguistischen Praxis-

bereichen zu vermitteln. Wichtig und wirksam war auch seine langjährige Tätigkeit als geschäftsführender Herausgeber der IDS-Zeitschrift »Deutsche Sprache«.

Stets habe Professor Grosse – so der Geschäftsführende Direktor des IDS, Prof. Gerhard Stickel in seiner Eröffnungsrede – sein Ehrenamt als Präsident des IDS als Aufgabe verstanden, das Ansehen des Instituts zu wahren und zu mehren. Mit dem modernen Wort »Ansehen« habe Grosse selbst in seiner Übersetzung des »Armen Heinrich« das alte Wort »êre« wiedergegeben.

Auch nach dem Abschied aus dem Präsidentenamt bleibt Siegfried Grosse für das IDS aktiv: als Ehrenmitglied des Wissenschaftlichen Rats, als Mit-Herausgeber der Zeitschrift »Deutsche Sprache« und bei der Vorbereitung der Jahrestagung 1994, bei der Siegfried Grosse eine Podiumsdiskussion leiten wird.



Professor Siegfried Grosse bei der Verleihung der Schiller-Plakette der Stadt Mannheim

bi

# SCHLÜSSELWÖRTER DER WENDEZEIT

Ein Projekt zur Auswertung des IDS-»Wendekorpus«

von Dieter Herberg

In der Abteilung »Sprachentwicklung in der Gegenwart« des IDS läuft zur Zeit ein mehrteiliges Projekt zum »Sprachwandel in der Wendezeit« (Leitung: W. Teubert). Von den drei Teilprojekten – es gehören dazu auch die Erarbeitung eines korpuserschließenden Wortregisters und die Untersuchung von Bedeutungsvarianz in Texten zur deutschen Einheit – soll hier dasjenige vorgestellt werden, das sich die lexikologische Analyse und lexikographische Darstellung von wendebedingten Veränderungen im öffentlichen Sprachgebrauch zur Aufgabe macht.

Der Gesamtzeitraum, auf den sich unsere Untersuchungen erstrecken – kurz »Wendezeit« genannt –, umfaßt die anderthalb Jahre von Mitte 1989 bis Ende 1990. Die einschneidenden historischen Ereignisse dieses Zeitraumes – von der einsetzenden Massenflucht aus der DDR bis zur Herstellung der staatlichen Einheit Deutschlands – waren mit zahlreichen sprachlichen Veränderungen verbunden, die sich am deutlichsten auf dem Gebiet des Wortschatzes zeigen.

Dank einer vom IDS frühzeitig angelegten »Gesamtdeutschen Korpusinitiative« wurde 1990/91 arbeitsteilig im IDS und im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, an der bis Ende 1991 bestehenden Ostberliner Akademie der Wissenschaften, das sog. »Wendekorpus« (WK) geschaffen (vgl. SPRACHREPORT 3/90, S. 16). Damit steht für die linguistische Auswertung ein computergespeichertes Textkorpus im Umfang von ca. 3,5 Millionen Wörtern zur Verfügung, das ausgewählte Texte des öffentlichen Sprachgebrauchs aus der DDR und aus der alten Bundesrepublik zur Thematik »Politischer Umbruch in der DDR« und »Annäherung und Vereinigung der beiden deutschen Staaten« enthält.\*

Um das ausgedehnte Untersuchungsfeld sinnvoll zu begrenzen, konzentrieren wir uns auf die Analyse einer Anzahl sog. »Schlüsselwörter«. Die Rolle von Schlüsselwörtern der Wendezeit schreiben wir solchen lexikalischen Einheiten (Simplizia, Wortbildungskonstruktionen, Wortgruppen, Phraseologismen) zu, die dominanten Inhalten des wendebezo-

gen öffentlichen Diskurses in einer, in mehreren oder in allen Phasen der Wendezeit typischen sprachlichen Ausdruck geben, sie also gleichsam kondensiert auf den Begriff bringen, und daher in dem betreffenden Zeitraum häufig gebraucht werden.

Als angestrebtes Ergebnis ist nicht ein Wörterbuch herkömmlicher Art mit einer Vielzahl von knappen Einzelartikeln vorgesehen, vielmehr soll eine begrenzte Zahl sprachlicher Ausdrücke in ihrem wendespezifischen Gebrauch relativ ausführlich analysiert, interpretiert und dokumentiert werden. Bei der Sichtung der von uns als Schlüsselwörter qualifizierten Einheiten zeigte sich, daß es aus linguistischen Gründen, aber auch darstellungsökonomisch und im Hinblick auf den Benutzer sinnvoll und günstig sein würde, nicht einer Schema-F-Kodifikation zu folgen, sondern drei unterschiedliche Arten von Artikeln vorzusehen: Einzelwortartikel, Gruppenartikel und Rahmenartikel.

Der **Einzelwortartikel** beschreibt in der Regel eine lexikalische Einheit, mitunter auch mehrere lexikalische Einheiten, die zu derselben Wortfamilie gehören, z.B. *Volk, Runder Tisch; demonstrieren/Demonstration/Demo, frei/Freiheit*.

Lexikalische Einheiten, die gleiche/ähnliche oder gegensätzliche Bedeutung haben, d.h., die in einem paradigmatischen Zusammenhang stehen, und die von annähernd gleicher kommunikativer Relevanz sind, werden in **Gruppenartikeln** dargestellt, z.B. *Allianz/Block/Bündnis/Koalition, Marktwirtschaft/Planwirtschaft/Kommandowirtschaft*.

In **Rahmenartikeln** werden lexikalische Einheiten zusammengefaßt, die in einen bestimmten thematischen Rahmen gehören, z.B. Vorbildwirkung der Sowjetunion (dazu u.a. *Glasnost, Perestroika, Umgestaltung, neues Denken, Tapetenwechsel, Gorbis*), expressive Bezeichnungen für Vertreter des alten Systems (dazu u.a. *Betonkopf, Blockflöte, rote Socke, Wendehals*).

Unsere linguistischen Interpretationen der im Wendekorpus vorgefundenen Belege beziehen den ggf. in ge-

genwartssprachlichen Wörterbüchern verzeichneten usuellen Gebrauch der Analysewörter sowie deren eventuelles Vorkommen im sog. »Vergleichskorpus« (Gesamtheit der gegenwartssprachlichen Textkorpora des IDS aus der Vor-Wendezeit) ein.

Für die Belange des Projektes wurde von der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung das Leistungsspektrum des Recherchesystems COSMAS um eine Funktion erweitert: die Segmentierung aller WK-Quellen nach 6 wenderelevanten Zeitphasen. Die Phasensegmentierung wurde vorgenommen nach wichtigen, den historischen Ablauf strukturierenden Ereignissen und Einschnitten (Vorphase; Maueröffnung; erste freie Wahlen; Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion; Weg zur staatlichen Einheit; das geeinte Deutschland) und ist ein wesentliches heuristisches Hilfsmittel zum Erkennen und Überprüfen von Veränderungen im Wortgebrauch relativ zu vorangehenden oder nachfolgenden Phasen bzw. zur Vor- oder Nach-Wendezeit.

Die vorgesehene Publikation, die Sprachinformationen zur Bedeutung und zur Verwendung von Schlüsselwörtern der Wendezeit 1989/90 mit der Vermittlung des nötigen Hintergrundwissens zu verbinden sucht, wendet sich an germanistische Linguisten, an Deutschlehrende und -lernende im In- und Ausland, an Lexikographen, an Dolmetscher und Übersetzer ebenso wie an Zeitgeschichtler, an Publizisten und an jeden sprachlich und historisch an der jüngsten Geschichte interessierten Bürger.

\* Einzelheiten über die Entstehung und die Zusammensetzung dieses Textkorpus sind in folgenden Veröffentlichungen zu finden:

Dieter Herberg/Gerhard Stickel: Gesamtdeutsche Korpusinitiative. Ein Dokumentationsprojekt zur Sprachentwicklung 1989/90, in: Deutsche Sprache, XX (1992), H. 2, S. 185 – 192;

Dieter Herberg: Die Sprache der Wendezeit als Forschungsgegenstand. Untersuchungen zur Sprachentwicklung 1989/90 am IDS, in: Muttersprache 103 (1993), H. 3, S. 264 – 266.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache.

## Die Jahrestagungen des IDS

- 1965 Erste Arbeitssitzung des Wissenschaftlichen Rates. Öffentlicher Vortrag von Jost Trier: »Unsicherheiten im heutigen Deutsch«
- 1966 Referate im Rahmen der drei Kommissionen des IDS
- 1967 Sprachnormung und Sprachpflege
- 1968 Diachronische und synchronische Betrachtung des heutigen Deutsch
- 1969 Probleme der kontrastiven Grammatik
- 1970 Soziale Gliederung der deutschen Sprache
- 1971 Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch
- 1972 Gesprochene Sprache
- 1973 Linguistik und Literatur
- 1974 Linguistik und Didaktik
- 1975 Wortsemantik und Lexikographie
- 1976 Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung
- 1977 Anwendungsorientierte Grammatik
- 1978 Fachsprachen und Gemeinsprache
- 1979 Grammatik und Logik
- 1980 Dialogforschung
- 1981 Mehrsprachigkeit in der Stadtregion
- 1982 Wortschatz und Verständigungsprobleme. Was sind ›schwere Wörter‹ im Deutschen?
- 1983 Pragmatik in der Grammatik
- 1984 Sprachkultur
- 1985 Kommunikationstypologie, Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen
- 1986 Sprachtheorie: Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag
- 1987 Das Wörterbuch: Artikel und Verweisstrukturen
- 1988 Wortbildung und Phraseologie
- 1989 Deutsche Gegenwartssprache: Tendenzen und Perspektiven
- 1990 Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch
- 1991 Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten
- 1992 Deutsch als Verkehrssprache in Europa
- 1993 Die Ordnung der Wörter – kognitive und lexikalische Strukturen

## 30 Jahre IDS

Mitunter hat es den Anschein, das Institut für deutsche Sprache habe allenthalben Grund zum Feiern: 1989 feiern wir das 25-jährige Bestehen des Instituts; neben der Broschüre »25 Jahre IDS« erscheint ein 48-seitiges Sonderheft des SPRACHREPORTs zum Thema »Sprachwissenschaft und Sprachkritik«. Mitte 1992, nachdem auf Empfehlung des Wissenschaftsrats 22 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Akademie der Wissenschaften in Berlin an das IDS übernommen worden sind, feiern wir zusammen mit den neuen Kolleginnen und Kollegen den Bezug unseres neuen Institutsgebäudes in der Mannheimer Innenstadt; ein Sonderheft des SPRACHREPORTs informiert über die Forschungen am IDS im Rahmen der neugeschaffenen Organisationsstruktur. 1994 »feiern« wir das 30-jährige Bestehen des Instituts; es erscheint *keine* »Festschrift«, *kein* Sonderheft des SPRACHREPORTs.

Wenn auf der Jahrestagung zum Thema ›Stilfragen‹ im März 1994 rund 600 Sprachgermanisten aus aller Welt zum gemeinsamen Arbeitsgespräch wie zum persönlichen Gedankenaustausch zusammentreffen – unter ihnen der Duden-Preisträger 1994, Prof. Dr. Gerhard Helbig aus Leipzig, seit zwei Jahren Mitglied im Aufsichtsorgan des IDS, dem »Kuratorium« –, dann ist das mehr als ein Rahmen für irgendwelche Jubiläumsfeierlichkeiten: das Tagungsereignis selbst ist die einem Forschungsinstitut angemessene Form des Feierns. Wie anders könnten wir überhaupt »feiern« als im Zusammensein mit denen, die sich den Aufgaben und Zielen des Instituts verpflichtet und dem Institut freundschaftlich verbunden fühlen. Hierzu gehören neben den Fachkollegen im In- und Ausland auch die Mitglieder im »Verein der Freunde des IDS« und nicht zuletzt die Leserinnen und Leser des SPRACHREPORTs.

Das vorliegende Heft 1/94 ist kein »Sonderheft«. Wir haben das 30-jährige Bestehen des IDS jedoch zum Anlaß genommen, etwa zwei Drittel des Heftes dazu zu nutzen, Forschungsprojekte aus dem Institut zu Wort kommen zu lassen. Neben dem kurz vor dem Abschluß stehenden Grammatikprojekt sind vor allem neue Projekte vertreten, die sich mit der sprachlich-kommunikativen Situation von Aussiedlern, mit Schlüsselwörtern in umweltpolitischen Auseinandersetzungen, mit Schlüsselwörtern der Wendezeit und mit dem Aufbau eines historischen Textkorpus beschäftigen.

Bernd Ulrich Biere

## 30. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache

### »STILFRAGEN«

15. - 17. März 1994

Mannheim, Stadthaus N 1

- Stil: deskriptiv und normativ
- Sprachstil als soziales Merkmal
- Stilphänomene nach Strukturebenen
- Stile in interkulturellen Begegnungen
- Stilistica der gesprochenen und geschriebenen Sprache
- Stil in der Übersetzung
- Stilwandel
- Stile in der Gegenwartsliteratur
- Stilsemiotik
- Stile von Wissenschaftstexten
- Gesprächsstile
- Stil als Lehr- und Lerngegenstand

Anmeldungen und Anfragen an:

Institut für deutsche Sprache  
– Jahrestagung 1994 –  
Postfach 10 16 21  
D-68016 Mannheim

# SCHLÜSSELWÖRTER IN UMWELTPOLITISCHEN AUSEINANDERSETZUNGEN

## Wie Wörter beim Reden ihre Bedeutung erhalten

Das Projekt »Bedeutungskonstitution im Dialog«  
im Sonderforschungsbereich 245 – Sprechen und Situation

von Carmen Spiegel

### Der Gegenstand

»wir sollten uns doch davon freimachen jetzt nur die verpackung zu sehn \* die verpackung ist nichts wenn sie leer ist letztendlich natürlich müll«, so ein Teilnehmer einer Diskussionsrunde zu »MÜLL UND UMWELTVERHALTEN« [\* bedeutet kurze Pause]. In dem Gesprächsausschnitt wird zweimal der Ausdruck VERPACKUNG verwendet. In der ersten Verwendung des Ausdrucks wird in zweifacher Hinsicht auf die Kategorie »Verpackung« Bezug genommen: zum einen »Verpackung« als ein diskutierter Themenstrang im Gespräch und zum anderen »Verpackung« als eine Problemursache im Rahmen einer Diskussion über Umweltverhalten.

Dagegen bezieht sich die zweite Erwähnung des Ausdrucks VERPACKUNG – mit dem bestimmten Artikel im Singular – auf die »Verpackung« als Bestandteil eines industriellen Produkts. Die Kennzeichnung eines Gegenstands als »Verpackung« thematisiert dessen Funktion; er ist nur im Gebrauch »Verpackung«: *die verpackung ist nichts wenn sie leer ist*. Dann widerfährt dem Gegenstand eine Metamorphose: Der Ausdruck MÜLL bezieht sich auf das Personalpronomen *sie*, welches wiederum anaphorisch auf den Ausdruck VERPACKUNG bezogen ist: »Verpackung« wird zu »Müll«. Die Metamorphose ist nicht nur funktional gebunden, sondern auch zeitlich: Der Status eines Gegenstandes als »Müll« kennzeichnet dessen Endstadium auf seinem Lebensweg als Produkt: *letztendlich natürlich müll*.

Wie die Ausdrücke VERPACKUNG und MÜLL kontextuell eingebunden und miteinander verbunden sind, bestimmt auch die semantischen und pragmatischen Inhalte dieser Ausdrücke.

### Bedeutung – Bedeutungen

In Pragmalinguistik, Soziolinguistik und Gesprächsanalyse zeigt sich immer wieder, daß die Bedeutung eines

sprachlichen Ausdrucks keine über-situative Konstante ist, sondern daß diese Bedeutung entscheidend von den Verwendungsbedingungen und dem situativen Rahmen, dem der Ausdruck in der jeweiligen Rede unterworfen ist, abhängt.

Gleichzeitig ist aber auch evident, daß Gesprächsteilnehmer in ihrem Reden eine gewisse Bedeutungskonstanz annehmen. Sie unterstellen ihrem Gegenüber, daß es weiß, welches die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist. Insofern kommunizieren Gesprächsbeteiligte partiell auf der Basis konventionalisierter Ausdrucksbedeutungen miteinander.

Dieses Spannungsverhältnis – die Annahme einer gewissen Bedeutungskonstanz einerseits und die Bedeutungsveränderungen durch den situativen Rahmen und die Verwendungsbedingungen andererseits – kann dazu führen, daß die Beteiligten gegeneinander reden, aneinander vorbei reden, daß es zu Mißverständnissen und zu Kommunikationskonflikten kommt.

### Mündlichkeit

Die Kommunikationsform »Mündliche Rede« unterscheidet sich wesentlich von der schriftlichen Sprachverwendung. Die Flüchtigkeit des Redens, die Bedeutungsanreicherungen sprachlicher Ausdrücke durch Prosodie, Mimik und Gestik, Sprecherwechsel mit Beitragsunterbrechungen, Redeüberlappungen, Korrekturen, Satzabbrüche voller Andeutungen, Bezüge zu Vorgängeräußerungen, interaktive Aushandlungen von Themen, Foki, Handlungsschemata und Bedeutungskonstitutionen sind wesentliche Charakteristika der verbalen Interaktion.

Letzteres interessiert uns: das interaktive, dialogische Zuschreiben von Bedeutungsinhalten von Ausdrücken, die im Gespräch gemeinsam – oder auch kontrovers – zustandekommen

und typisch und spezifisch für das jeweilige Gespräch sind. Bedeutungsangereicherte Ausdrücke haben eine besondere Funktion: Sie bilden in der unmittelbaren Auseinandersetzung so etwas wie Orientierungen, Fixpunkte – sie sind Schlüsselwörter. Unser Ziel ist es, die Genese der Situations- und Gebrauchsbedeutung dieser Schlüsselwörter im Interaktionsverlauf zu verfolgen und zu beschreiben.

### Wie gehen wir als Gesprächsanalytiker vor?

Um als Wissenschaftler nachzuvollziehen, was die Teilnehmer gesagt und verstanden haben, ist es außerordentlich wichtig, sich so viele Informationen wie möglich zu beschaffen, um sich dem Kontextwissen der Beteiligten maximal anzunähern und so das Verstehen und Analysieren der Sprachoder besser Sprechbeobachterin zu optimieren.

Wir haben uns auf eine umweltpolitische Auseinandersetzung konzentriert: In einer ländlichen Gegend soll eine Müllverbrennungsanlage gebaut werden. Die Vorgänge um die Durchsetzung dieser Anlage haben wir umfassend von den ersten Anfängen an über mehrere Jahre beobachtet – und tun dies noch.

So haben wir an vielen Veranstaltungen wie Bürgerversammlungen, Podiumsdiskussionen, Informationsveranstaltungen und Gemeinderatssitzungen teilgenommen – auch um diese aufzunehmen. Mit allen betroffenen und engagierten Gruppen und Parteien haben wir Kontakt aufgenommen, wiederholt Gespräche geführt und Interviews gemacht, die als Audioaufnahmen vorliegen. Darüberhinaus haben wir uns mit Informationsmaterial, Werbeproschüren, Verordnungen u.ä. eingedeckt. Über die dortigen Tageszeitungen, die wir abonniert haben, verfolgten und verfolgten wir kontinuierlich das Tagesgeschehen.

Unter Berücksichtigung dieses Wissens untersuchen wir auf ethnographischer Basis die transkribierten Videoaufnahmen und berücksichtigen neben parasprachlichen Merkmalen auch Mimik, Gestik und Blickkontakt.

### Schlüsselwörter – die Anreicherung von Bedeutung

In umweltpolitischen Auseinandersetzungen geht es häufig um einem Streit um Ausdrücke bzw. um Bedeutungszuschreibungen von Ausdrücken. In der eingangs erwähnten Diskussionsrunde MÜLL UND UMWELTVERHALTEN wurden recht unterschiedliche Aspekte der Bedeutung von MÜLL präsentiert: Für den einen Sprecher war »Müll« das, was »in der autobahnausfahrt in den kurven alles aus dem fenster rausgeschmissen wird«, ein anderer hatte eine sehr viel weitere Vorstellung von »Müll«: »müll\* müll is alles müll is selbst das was ich esse«. Die Bedeutung eines Ausdrucks – hier MÜLL – kommt im Gespräch zustande, indem der Ausdruck von den Beteiligten definiert wird, in unterschiedliche Kontexte gestellt und dabei semantisch angereichert und/oder pragmatisch funktionalisiert wird. Die lexikalische Bedeutung verblaßt, und die Ausdrücke bekommen eine eigene gesprächsspezifische semantische Kontur und pragmatische Relevanz: Sie werden zu Schlüsselwörtern.

### Schlüsselwörter – pragmatisch

Schlüsselwörter – von denen es im Gespräch durchaus mehrere geben kann – können regelrecht Karriere machen: Sie können für unterschiedlich lange Gesprächsphasen zentral sein, mit anderen Schlüsselwörtern konkurrieren oder von ihnen abgelöst werden. Sie können eine Geschichte haben.

Dies konnten wir in einem Streitgespräch an dem Ausdruck VERPACKUNG beobachten: Ein Sprecher aus der Verpackungsindustrie fokussierte mehrfach »Verpackung« als Thema. Im Fortgang der Diskussion wurde mit dem Ausdruck VERPACKUNG immer weniger auf den zugrundeliegenden Gegenstand Bezug genommen, statt dessen wurde er stellvertretend für einen bestimmten Argumentationsstrang aufgerufen, als »Redeticket« oder wie eine Überschrift verwendet. Darüberhinaus lud sich der Ausdruck VERPACKUNG als Reizwort im Gespräch immer mehr auf: Gegen Ende der Diskussion führte allein die Erwähnung des Ausdrucks VERPACKUNG »und was ich noch zu verpackung sagen wollte« zu tumultartigen Reaktionen der Beteiligten.

### Schlüsselwörter - Konzepte von »Welt«

Ausdrücke beeinflussen semantisch und pragmatisch ihre kontextuelle Umgebung und werden von ihr beeinflusst. Wesentlich für die Bedeutungsanreicherung ist die Art, wie Sprecher und Sprecherinnen bestimmte Ausdrücke wiederholt in ihren Äußerungen mit Hilfe von Bezugspunkten innerhalb des Gesprächs verankern - und wie diese Verankerungen von den Gesprächsbeteiligten interpretiert und behandelt werden. So konstituieren sich im Gespräch zunehmend eigenständigere, lexikalisch ungebundener und facettenreichere Bedeutungsebenen von bestimmten Ausdrücken, den Schlüsselwörtern. Das folgende Beispiel mag einen Einblick geben, wie so etwas geschehen kann:

*»ich glaube daß es legitim is- \* daß man als mensch- \* auch einen gewissen konsum betreiben darf \* den man aber organisieren kann- \* mit \* der **umwelt** \* und ich glaube man sollte nicht die these aufstelln daß die **umwelt** im vordergrund steht und der mensch dem sich- \* in allen fragen zu beugen hat«, sagt ein Teilnehmer der bereits bekannten Diskussionsrunde; »wenn ich äh- \* bei dieser gebrauchs und verbrauchs \* äh wegwerfmentalität (bleibe) äh (da) geht unsere welt eingtlich dabei drauf \* dieses denken is für mich weder mit der **umwelt** verträglich noch sozialverträglich«, formuliert eine andere Teilnehmerin.*

In der ersten Äußerung wird im Hinblick auf Mensch und Umwelt eine Dichotomie formuliert – und dabei der Ausdruck UMWELT entsprechend »geladen«. »Umwelt« und »Mensch« werden als Interessensantipoden dargestellt, der Umwelt wird gegenüber dem Menschen eine Dominanz abgesprochen: Dieser hat sich der Umwelt nicht in allem zu beugen. Die »Umwelt« wird personifiziert: Der Mensch kann mit ihr organisieren, er hat sich ihr gegenüber »zu beugen bzw. nicht zu beugen«.

In der zweiten Äußerung wird die »Umwelt« nicht als thematischer Gegenstand fokussiert, aber sie wird in Zusammenhänge gestellt, die eine Relevanz- und Bedeutungsverschiebung des Ausdrucks UMWELT im Vergleich zur ersten Äußerung feststellen lassen. »Umwelt« ist hier nicht der Antipode zu »Mensch«, von dem verlangt werden könnte, daß er sich zu beugen habe, sondern »Umwelt« wird als Bestandteil eines umfassenderen Konzepts »unse-re welt« vermittelt, in welchem »Umwelt« gleichgeschaltet mit den Mitmenschen (sozialverträglich) ist und Rücksicht verlangt.

In dem zweistündigen Gespräch fanden wir 19 Verwendungen des Ausdrucks UMWELT und 40 Verwendungen von UMWELT als Bestandteil eines Kompositums wie in UMWELTSCHONEND oder UMWELTSCHÄDEN. Bei jeder Nennung des Ausdrucks – als Simplex oder als Kompositum – können die Beteiligten Bedeutungen verändern.

### Erste Untersuchungsergebnisse

○ Schlüsselwörter haben Karrieren. Während einige Ausdrücke eine recht kurzlebige Karriere als Schlüsselwort haben, durchziehen andere ein ganzes Gespräch, indem sie regelmäßig wieder aufgegriffen und bearbeitet werden. Sie können zu Kondensierungen von Thematisierungssträngen werden oder auch aufgrund unterschiedlicher Interpretationen der Beteiligten strittig sein.

Schlüsselwort-Karrieren können unterschiedlich verlaufen. So werden bestimmte Ausdrücke im Diskussionsverlauf zu Reiz- oder Tabuwörtern; die Gesprächsbeteiligten können die Verwendung dieser Ausdrücke positiv oder negativ sanktionieren. Andere Schlüsselwörter sind heiß umstritten und werden wiederholt regelrecht abgeworben.

○ Schlüsselwörter können rhetorisch-strategisch eingesetzt werden. Äußerungen, die Schlüsselwortkandidaten beinhalten, werden von Gesprächsbeteiligten aufgegriffen und reformuliert. Dabei wird die Meinung in der Ursprungsäußerung häufig überzogen, nicht stimmig oder verallgemeinernd wiedergegeben; dies kann, neben Bedeutungsverschiebungen und -anreicherungen des Schlüsselwortkandidaten, positive oder negative Wirkungen auf das Bild haben, das sich die Gesprächsbeteiligten vom Ursprungssprecher machen.

### **Impressum**

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,  
Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim.  
Redaktion: Bernd Ulrich Biere (Leitung),  
Dieter Herberg, Melanie Gallo,  
Bruno Strecker, Eva Teubert  
Druck: dvs Druck + VerlagsService GmbH,  
Mannheim – ISSN 0178-664 X

Auflage: 2500  
Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Jahresabonnement: DM 16,-;  
Einzelheft: DM 5,-.  
Bezugsadresse:  
Institut für deutsche Sprache,  
Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim  
Tel. 06 21/15 81-0

## Befangen

von Theo Stemmler

○ Schlüsselwörter können zu Bestandteilen von Metaphern und Topoi werden, die ähnlich wie Schlüsselwörter fungieren können. Neben konventionalisierten Metaphern – z.B. wenn ein Sprecher im Hinblick auf das Aufteilen von Ressourcen in den Industrieländern davon spricht, »den großen Kuchen, den wir haben, aufzuteilen ... die großen Stücke unter uns zu verteilen und zu konsumieren« und den Ländern der dritten Welt bestenfalls »n paar Krümel übriglassen«, – können auch gesprächsindividuelle Metaphern und Topoi ganze Gespräche durchziehen, indem sie wiederholt aufgegriffen, variiert und in neue Kontexte gestellt werden. Ihre semantische Gültigkeit und interaktive Kraft entfaltet sich nur im Rahmen des aktuellen Gesprächs.

Die Kraft einer Metapher kann einengend wirken und die Gesprächsteiligten für Gesichtspunkte, die außerhalb des metaphorischen Bildes liegen, blind machen.

○ Es gibt nicht eine Bedeutung eines Ausdrucks. Im Gesprächsverlauf werden einem Ausdruck unterschiedliche Bedeutungsräume – lexikalische, semantische, pragmatische – zugesprochen, wobei sich die Beteiligten auf eine oder mehrere Bedeutungsaspektualisierungen beziehen können. Dabei können semantische Bedeutungen (fast) vollständig hinter pragmatischen Verwendungsweisen des Ausdrucks verschwinden.

○ Ethnographisches Wissen ist zum richtigen Verstehen eines Ausdrucks und zum Nachvollzug der Bedeutungskonstitution notwendig. Viele Bedeutungsaspekte werden erst bei entsprechendem Kontext- und Hintergrundwissen offenbar; dies gilt in gleichem Maße für Beteiligte und Beobachter. Die Rekonstruktion von Bedeutungselementen und -räumen durch Folge-Sprecher kann nur geleistet werden, wenn eine Annäherung an das Kontextwissen der Erst-Sprecher geleistet wird. Gleiches gilt für die wissenschaftliche Beobachtung.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache.

### Tagungshinweis

9. 3. 94 – 11. 3. 94:

**16. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS) in Münster.**

Schwerpunktthema: »Sprachkontakte, Mehrsprachigkeit, Übersetzung«.

Information: Westf. Wilhelms-Universität, Germanistisches Institut, Johannisstr. 1 – 4, 48143 Münster

Von Wissenschaftlern wird viel verlangt. Objektiv, neutral, unvoreingenommen sollen sie sich mit den Gegenständen ihrer Forschung befassen. Dies muß so sein. Andernfalls hätten wir es mit Meinungen zu tun – nicht mit Urteilen.

Trotz redlichen Bemühens gelingt es jedoch einem Wissenschaftler nicht immer, seine ganz persönliche Meinung aus einer Untersuchung fernzuhalten: Seine Sprache decouvriert ihn als befangen und parteiisch.

Da verfaßt ein renommierter Historiker eine hervorragende *Ketzergeschichte des Mittelalters*, in der er versucht, beiden Seiten gerecht zu werden: der kirchlichen Orthodoxie und den abtrünnigen Ketzern – so wie es der von Goethe geschätzte Gottfried Arnold in seiner *Unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie* (1699) programmatisch verkündet hatte.

Doch ein solches Programm hält unser zeitgenössischer Historiker nicht

durch. Zwei von ihm häufig verwendete Metapherngruppen entlarven ihn als parteiisch – als Parteigänger der Orthodoxie, nach deren Ordnung er sich insgeheim sehnt.

Zum einen beschreibt er die verschiedenen Häresien mit medizinischen Metaphern: Ketzerei erscheint so als Krankheit – die offizielle Lehre als gesund. Häretische Lehren werden »eingeschleppt«, man »infiziert« sich mit ihnen oder muß »Ansteckung« befürchten.

Wie ein besorgter Arzt redet unser Autor vom »Ausbruch exaltierter Gedanken« und der »Disposition dafür«. Und wie ein Epidemiologe ist er bestürzt, daß sich eine Sekte »erschreckend verbreitet« hat.

Zum anderen beschreibt der Autor die Bekämpfung häretischer Gruppen als militärische Operationen gegen feindliche Partisanenverbände: Die Ketzer werden »ausgeschaltet« oder »unschädlich gemacht«. Manchmal wird man mit ihnen »rasch fertig« oder stellt sie vor ein »Sondergericht«.

Solche Sprache nennt man verräterisch und Wissenschaftler, die solches schreiben, befangen.

Der Verschnitt eines zur Gewinnung von weissem Tafelwein geeigneten Weines oder eines weissen Tafelweins mit einem zur Gewinnung von rotem Tafelwein geeigneten Wein oder einem roten Tafelwein kann keinen Tafelwein ergeben.

Diese Bestimmung schliesst jedoch nicht aus, dass in bestimmten, noch festzulegenden Fällen zur Gewinnung von weissem Tafelwein geeigneter Wein oder weisser Tafelwein mit zur Gewinnung von rotem Tafelwein geeignetem Wein oder mit rotem Tafelwein verschnitten wird, sofern das gewonnene Erzeugnis die Merkmale eines roten Tafelweines

a  
u  
f  
w  
e  
i  
s  
t.

EG-Richtlinie N° L 84/15  
(Cela existe en neuf langues)

**Prosit Neujahr!!**

(Grußkarte des Sprachdienstes der Schweizerischen Bundeskanzlei, Bern; abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von Werner Hauck, Sektionschef Zentrale Sprachdienste der Schweizerischen Bundeskanzlei)



# »Pränomen ist auch Omen«

Moden in der Vornamengebung in Ost und West

Zwei Tendenzen bestimmen die Vornamengebung und ihren Wandel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland: zunehmende Abkehr von Namengebungstraditionen und überregionaler, ja internationaler Ausgleich. Sowohl die Namengebung nach dem Heiligenkalender wie die nach den Paten, nach den Großeltern oder anderen Verfahren geht anscheinend immer mehr zurück. Das läßt sich unter anderem daraus erschließen, daß die Zahl der unterschiedlichen Namen für die Neugeborenen eines Jahrgangs im 20. Jahrhundert insgesamt stark zugenommen hat und die der nur einmal vergebenen und neu aus anderen Sprachen übernommenen Vornamen entsprechend gestiegen ist. Immerhin erhalten noch immer 5 bis 10 % der Neugeborenen einen Vornamen nach der Mutter oder dem Vater, auch wenn diese Namen meist nur als Beivornamen neben dem eigentlichen Rufnamen auftreten. Das Namengebungsmotiv, das hier dahintersteht, läßt sich ja durchaus auch mit dem derzeit dominierenden Hang zum »schönen«, zum besonderen, zum individuellen Namen verbinden; denn wenn die Weitergabe des elterlichen Vornamens nicht in einer Traditionslinie geschieht, kann dieses Verfahren ebenso Ausdruck elterlichen »Zugriffs« auf das Kind sein wie die Wahl eines ausgefallenen Namens nach eigenem Gutdünken. Anbindung an die Eltern überwiegt also die Einbindung in überpersönliche Zusammenhänge, seien sie religiöser, genealogischer oder sozialer Natur. Daß die meisten der heute bevorzugten Vornamen christlich geprägt sind, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie immer seltener aus religiösen Motiven gewählt werden.

Die Auflösung der Traditionen in der Vornamengebung hat – zusammen mit anderen Veränderungen in der Gesellschaft wie dem Übergang von der Hausgeburt zur Geburt in der städtischen Klinik oder der Verlagerung der Wohnung vom Arbeitsplatz in der Stadt in die Vorstädte und die dörfliche Umgebung – dazu beigetragen, daß man sich auf dem Lande bei der Vornamenwahl immer stärker an den Städten, besonders den Großstädten, orientierte und überhaupt nach dem Ausschau hielt und hält, was jenseits des eigenen alltäglichen Lebensbereichs liegt. Wenn man sich Vornamenstatistiken der letzten Jahre aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands ansieht, stößt man wohl auf Unterschiede, aber kaum noch auf solche, die für eine bestimmte Region charakteristisch sind; zumindest erscheinen solche Besonderheiten erst auf den untersten Rängen der Statistik. Darüber hinaus schwinden die Unterschiede zwischen den Sprachen: Einem *Kevin* oder einer *Vanessa* beispielsweise sieht man ihre nationale Herkunft nicht mehr an. In dieser Hinsicht ist die Vornamengebung der europäischen Vereinigung ein gutes Stück voraus.

Der überregionale und teilweise bereits internationale Ausgleich in der Vornamengebung scheint dem eingangs behaupteten Hang zum Individualismus zu widersprechen. Aber die Abwendung von den herkömmlichen Namen im eigenen Land führt nicht automatisch zur Atomisierung, sprich Individualisierung der Vornamenvelt. Vielmehr stellt sich doch – ähnlich wie bei der Wahl von Urlaubszielen – eine ge-

wisse Konzentration auf bestimmte Vornamentypen oder -muster ein, aus denen sich Namenlieblinge vorübergehend herausheben. Man spricht in diesem Zusammenhang gern von wechselnden Vornamenmoden; wir können es aber auch schlicht Namenwandel nennen und als eine Unterart des allzeit stattfindenden Sprachwandels ansehen. Im Durchschnitt erreichen sog. Spitzenreiter (die zehn häufigsten Vornamen) ja nur 4 bis 5 %, und die Veränderungen sind auch nicht so umwälzend, wie oft angenommen wird.

Die nachfolgende Darstellung des Vornamenwandels zwischen 1960 und 1992 im Osten und Westen Deutschlands stützt sich für das Gebiet der ehemaligen DDR auf die Statistik von Bernd Kleinteich<sup>1</sup>, für die alten Bundesländer vor 1980 auf Umfragen des DIVO-Instituts (Frankfurt/M.) und der Wickert-Institute (Tübingen)<sup>2</sup>, danach auf eigene Erhebungen, über die ich seit 1977 regelmäßig in der Zeitschrift DER SPRACHDIENST berichte<sup>3</sup>. Repräsentativität kommt dabei eigentlich nur den Daten bei Kleinteich zu. Aber im Vergleich mit dieser Arbeit und der österreichischen Gesamtstatistik von 1984 bis 1989 heben sich die statistisch weit weniger abgesicherten Erhebungen in Westdeutschland doch nicht so stark ab, daß sie für eine Gegenüberstellung untauglich wären. Anscheinend setzen sich auch schon bei kleineren Datenbasen die Haupttendenzen in der Spitzengruppe durch.

Als Grundlage für die Beschreibung und den Vergleich des Namenwandels dienen nach Geschlechtern getrennte Tabellen der jeweils zehn beliebtesten Vornamen in Ost und in West in den Jahren 1960, 1970, 1980, 1990 und – als erste Andeutung der Entwicklung nach der Wiedervereinigung – 1992.

## Mädchennamen

Betrachten wir zunächst die Mädchennamen! Erstaunlicherweise gibt es zwischen den Namen hüben und drüben trotz aller ideologischer Differenzen eine ganze Reihe von Übereinstimmungen. Mit Ausnahme des Jahres 1970 kommen jeweils fünf bis sechs Namen in beiden Teilen Deutschlands vor. Der starke Rückgang im Jahre 1970 auf nur einen gemeinsamen Namen könnte eine Folge des Mauerbaus (1961) sein, aber das ist kaum beweisbar. Während der Aufstieg des Namens *Andrea* in dieser Zeit einen Vorläufer im Westen hat, fällt in der DDR die zunehmende Vorliebe für niederdeutsche und nordische Vornamen auf: *Kerstin*, *Heike*, *Silke*, *Anke*. Im Laufe der 70er Jahre »wächst« die Vornamengebung wieder enger »zusammen«. Als DDR-Besonderheit erweist sich die Bevorzugung gewisser englischer Namen wie *Mandy*, dem sich außerhalb der Spitzengruppe noch *Peggy* und *Doreen* zugesellen und bei den Jungennamen *Mike/Maik* und (ebenfalls knapp hinter den ersten zehn Namen) *Ronny*. Diese Namen sind auch in den alten Bundesländern nicht gänzlich unbekannt, erreichen hier aber, soweit mir bekannt, nie eine derartige Häufigkeit. Weiterhin fällt auf, daß die Neuerungen in der DDR zahlreicher sind als in

der BRD. Außerdem schält sich bei näherer Betrachtung eine Gruppe von Namen heraus, die überaus beständig sind. *Kathrin* zieht sich erst nach 1985 aus der Hitliste der Mädchen-namen zurück, nachdem er ihr 24 Jahre lang angehört hat, davon allein dreizehnmal auf Platz 1. *Stefanie* gehört im Osten von 1979 bis 1992, also bereits 14 Jahre lang (davon achtmal auf Platz 1) zur Spitzengruppe, im Westen von (spätestens) 1968 bis 1989, also 22 Jahre lang. Weiterhin gehören der Spitzengruppe im Westen längere Zeit an: *Christine* von 1967 bis 1992 (26 Jahre) und *Julia* von 1978 bis 1992 (15 Jahre). Das sind beachtliche Zeitspannen, in denen ein »Modename« in der Gunst der Eltern steht!

Und noch etwas kommt hinzu, das für einen allmählichen und gegen einen abrupten Wechsel in der Vornamengebung spricht: Es läßt sich nämlich immer wieder beobachten, daß ein Name, wenn er erst einmal »in Mode gekommen« ist, Varianten – also verwandte Namensformen – nach sich zieht. Das heißt: Ist *Katharina* beliebt, dann kann man damit rechnen, daß bald auch *Kathrin*, *Caterina*, *Catherine*, *Katja*, *Kathinka* und ähnliche Abwandlungen der Ausgangsform auftreten werden, oder wenn *Kathrin* aufsteigt, hat das auch Auswirkungen auf die Wiederaufnahme von *Katharina* und anderer Formvarianten. Nach dem Material von Kleinteich lag *Katharina* im Osten ab 1984 stets in der zweiten Zehnergruppe und erreichte 1986 sogar Platz 12; auch *Kathrin* taucht nach 1980 immer wieder in dieser Gruppe auf, und 1984 trifft man *Katja* auf Platz 15 an. Ein ähnlicher Namenszusammenhang findet sich auch bei den verwandten Namensformen *Anke*, *Annett*, *Anja* und *Anna/Anne*. Darüber hinaus scheint ein solcher Zusammenhang zwischen den formal ähnlichen, aber etymologisch voneinander völlig unabhängigen Namen *Sabina* und *Sabrina* zu bestehen; denn die Ablösung des lateinischen Namens durch den englischen Namen fast zur gleichen Zeit in Ost und West ist doch bemerkenswert. Da die Etymologie der Namen bei ihrer Wahl im allgemeinen keine Rolle spielt, liegt der Verdacht nahe, daß *Sabrina* als Formvariante von *Sabina* empfunden und gewählt wurde. *Christin* (1983 ff.) könnte in der DDR eine Adaption des westdeutschen Modenamens *Christina* sein, und auf den Vornamen *Jana*, der durch die Maschen meiner Tabelle gerutscht ist, aber zwischen 1972 und 1977 und in den Jahren 1981 und 1982 zur DDR-Spitze gehörte, folgen 1983 die längeren Varianten *Janina* und *Janine* (wohl mit der Aussprache wie französisch *Jeannine*). Der Vorname *Jana* gibt übrigens zu denken. Ist es reiner Zufall, daß dieser vor allem als tschechische und slowakische Form von *Johanna* bekannte Name nach dem Einmarsch der Russen 1968 in die ČSSR deutlich zunimmt und sogar in die Spitzengruppe aufsteigt, oder ist es auch eine versteckte politische Demonstration?

## Jungennamen

Die Jungennamen verhalten sich nicht wesentlich anders als die Mädchen-namen. Es gibt bei ihnen sogar noch mehr Übereinstimmungen während des gesamten Zeitraumes. 1960 und 1980 sind sieben Namen in beiden Namenkolonnen vertreten, 1990 und 1992 sind es sechs, und nur 1970 geht ihre Zahl – genau wie bei den Mädchen-namen – zurück, doch auch dann sind noch immer vier Namen gleich: *Thomas*, *Andreas*, *Frank* und *Michael*, und wenn man *Marco* als Variante von *Markus* hinzuzählt, sind es sogar fünf.

Als ostdeutsche Eigenheiten schälen sich heraus:

1. Die Häufigkeit des Vornamens *Mike*, auch in der eingedeutschten Schreibweise *Maik*, um 1970; er gehört von 1965 bis 1976 zu den zehn häufigsten Jungennamen und ist übrigens die englische Kurzform, also eine Variante des beliebten Vornamens *Michael*; dicht unterhalb der Spit-

zengruppe schließt sich ihm als weitere Entlehnung aus dem Englischen, wie schon erwähnt, *Ronny* an;

2. die Beliebtheit des Vornamens *Thorsten* (1966 – 70), der zur »Welle« der niederdeutschen und nordischen Vornamen bei den Mädchen-namen paßt (im Westen erreicht er nur in einigen Städten eine ähnliche Position, s. Mackensen, S. 187) und des französischen Namens *René* (von 1969 bis 1978);
3. die Wiederaufnahme dreier Vornamen, die vor längerer Zeit im Deutschen schon einmal in Mode waren: *Robert* (1980 – 88 sowie 1990), *Martin* (seit 1981) und *Paul* (1992).

Ob es sich bei den drei letztgenannten Namen wirklich um Rückgriffe in die eigene namengeschichtliche Vergangenheit handelt, ist eine offene Frage. Wie viele andere Namen (z. B. *Philipp/Philip* und *Daniel* oder bei den Mädchen *Lisa*, *Laura* und – eindeutig am englischen -h erkenntlich – *Sarah*) können auch *Robert*, *Martin* und *Paul* von englischen Vorbildern angeregt sein.

Wie zu erwarten, wechseln die »Modennamen« bei den Jungen langsamer als bei den Mädchen-namen; es gibt also größere Kontinuität, der Drang nach Neuem ist hier anscheinend etwas gedämpfter. Aber auch bei den Jungennamen gibt es »Dauerbrenner«. In der DDR sind es vor allem *Thomas*, *Michael* und *Andreas*: In den 27 Jahren von 1960 bis 1986 liegt *Thomas* fünfundzwanzigmal auf den vordersten Rängen, davon allein zwölfmal (1966 – 77) auf Platz 1; *Michael* bringt es zweiundzwanzigmal hintereinander auf Positionen zwischen Platz 3 und Platz 10 und ist 1989 und 1990 wiederum dabei; *Christian* gehört zwischen 1976 und 1992 sechzehnmal zur Spitzengruppe, davon elfmal auf dem ersten Platz. Von *Thomas* abgesehen, dem es nur sechsmal zwischen 1977 und 1983 gelingt, in die Hitliste aufzusteigen, sind es im Westen übrigens die gleichen Namen, die sich langanhaltender Beliebtheit erfreuen: *Christian* gehört hier spätestens seit 1965 zur Spitzengruppe und erreicht in diesen 27 Jahren zwölfmal den ersten Platz; *Michael* – wie *Alexander* auch als Beivorne sehr geschätzt – erweist sich gar als der beständigste Namenliebling überhaupt, denn er fehlt im gesamten Zeitraum, also 33 Jahre lang, nicht ein einziges Mal unter den zehn häufigsten Jungennamen!

Schließlich kann man bei den Jungennamen die Erscheinung der Namenvariation ebenso beobachten wie bei den Mädchen-namen, wenn auch die Spitzengruppe allein nur wenige Beispiele dafür hergibt: *Mike/Maik* – *Michael* und *Markus* – *Marco* hatte ich schon erwähnt; zum letztgenannten Namenpaar kann man noch *Marc/Mark* und *Marcel* hinzufügen, und neben *Andreas* gibt es auch zahlreiche *André*, neben *Stefan/Stephan* viele *Steffen*, *Steven* und *Steve*, und in den letzten Jahren bilden – zumindest im Westen – die Varianten von *Nikolaus* (*Nick*, *Nico*, *Niclas/Niklas*, *Nicholas/Nicolas/Nikolas*, *Nikolai/Nikolaj/Nikolay*, *Ni(e)ls*) eine beachtliche Namengruppe. Die Konzentration auf bestimmte »Leitformen« samt ihren Varianten zeigt sich schließlich auch darin, daß miteinander verwandte Vornamen bei beiden Geschlechtern, wenn auch nicht immer zur gleichen Zeit, vorkommen, z.B. *Petra* und *Peter*, *Stefan* und *Stefanie*, *Andreas* und *Andrea*, *Christina* und *Christian*, *Daniel* und *Daniela*.

## Fazit

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es eine scharfe Trennung zwischen der Vornamengebung im Osten und der im Westen nicht gegeben hat und daß die marxistische Ideologie keine spürbaren Auswirkungen auf die Vornamen in der DDR gehabt hat. Nur gelegentlich lassen sich politische Motive bei der Namenwahl indirekt erschließen – oder besser: nur vermuten –, etwa bei *Jana* (s. oben) oder aus dem Verhältnis von Namen russischer Herkunft, die nur in geringer

Zahl vertreten sind, zu den recht häufigen Namen englischer, französischer oder italienischer Herkunft. Allerdings sind das keine Motive im Sinne der SED.

Nach dem Einschnitt in der Vornamengebung Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre setzt – worauf ich bereits hingewiesen habe – erneut ein Ausgleich zwischen den alten und den neuen Bundesländern ein: *Stefanie* und *Sarah* greifen vom Westen auf den Osten über, ebenso *Philipp* und *Kevin*. In entgegengesetzter Richtung hat *Franziska* mittlerweile viele neue Liebhaber gewonnen; allerdings taucht dieser Name in Westdeutschland noch nicht in der Gesamt-Hitliste, sondern vorerst in einigen örtlichen Spitzengruppen (vorzugsweise Süddeutschlands, s. DER SPRACHDIENST 37, 1993, S. 46) auf. Würde man auch die zweite Zehnergruppe der beliebtesten Vornamen hinzunehmen, käme man höchstwahrscheinlich zu weiteren Übereinstimmungen im Repertoire der derzeitigen Namenfavoriten. Gewisse Unterschiede werden stets bleiben, so wie es immer Differenzen in der Namengebung zweier Städte oder zweier Regionen geben wird.

Ungeklärt ist das Problem, wie es zur Entstehung von Modeströmungen in der Vornamengebung, d.h. zur zeitlich begrenzten Konzentration auf eine bestimmte Gruppe von Vornamen, kommt. Gern wird hier die Vorbildwirkung populärer Persönlichkeiten aus der Musik, dem Showgeschäft und dem Sport verantwortlich gemacht. Aber ein handfester Beweis steht bis heute aus. Einzig und allein *Kevin* scheint für diese Hypothese zu sprechen; denn dieser Name ist erst Ende der siebziger Jahre im Deutschen bekannt geworden, als der englische Fußballspieler Kevin Keegan beim Hamburger SV spielte. Doch der Name blieb zunächst noch recht selten und verbreitete sich in größerem Maße erst, nachdem Kevin Keegan aus den Schlagzeilen verschwunden war. Er erreicht 1989 und 1990 vereinzelt lokale Spitzengruppen (s. DER

SPRACHDIENST 34, 1990, S. 34 f., u. 35, 1991, S. 1) und rückt 1991 sprunghaft im Westen auf Platz 3, im Osten auf Platz 5 der Gesamt-Hitliste vor. Das ist kaum als Folge der Wirkung des angloamerikanischen Filmschauspielers Kevin Costner und des Kinofilms »Kevin allein zuhaus« zu erklären, sondern eher als parallele Erscheinung oder zufälliges Zusammentreffen. Auch in diesem Fall darf der Einfluß der Massenmedien und der »Stars« also nicht überschätzt werden. Zwar hat eine ganz bestimmte Person den Namen bekanntgemacht, aber seine Ausbreitung vollzieht sich dann doch unabhängig von diesem Vorbild und ist vermutlich eher in der allgemeinen Vorliebe für englische Vornamen wie *Marvin*, *Patrick*, *Dennis* und *Philip(p)* begründet, mit denen er auch das Betonungsmuster gemeinsam hat.

#### Anmerkungen

- 1 Wobei ich, abweichend vom Original, Schreibvarianten eines Namens z.B. *Kat(h)rin*, *Cat(h)rin* – zusammengefaßt habe.
- 2 Siehe Seibicke 1962, S. 34 ff. u. Seibicke 1977, S. 126 ff.
- 3 Seit 1991 zusammen mit Dr. Lutz Jacob, Leipzig.

#### Literaturhinweise

Kleinteich, Bernd: Vornamen in der DDR 1960 – 1990. Berlin 1992  
Mackensen, Lutz: Das große Vornamenbuch. München 1990  
Seibicke, Wilfried: Wie nennen wir unser Kind? Lüneburg 1962  
ders.: Vornamen. Wiesbaden 1977. 2. Aufl., Frankfurt/M. 1991  
ders.: Die beliebtesten Vornamen des Jahres ... In: Der Sprachdienst 23 ff., 1978 ff.  
Vornamenstatistik 1984/89, hgg. vom Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1991

Der Autor ist Akademischer Oberrat am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.

## Sprachglosse

# Heute schon gelernt?

von Roland Kaehlbrandt

Vergeblich sucht man in Karl Markus Michels »Grundwortschatz des wissenschaftlichen Gesamtarbeiters seit der szientifischen Wende« nach dem Lexikoneintrag des Wortes *realisieren*. Nun gut, der »Grundwortschatz« ist schon alt, erschienen in Habermas' »Stichworte zur geistigen Situation der Zeit« aus dem Jahre 1979. Aber *realisieren* hätte schon dazugehört. Damals! Auf jedem Campus, in jeder Betroffenheitsdiskussion: »Ich habe endlich *realisiert*, daß ich meine Kindheitsmuster nie wirklich aufgearbeitet habe.« Über den großen Teich war das Homonym von *realisieren* = *verwirklichen* mit der neuen Bedeutung (*erkennen*) in teutonische Ohren gedrungen. Und noch heute hört man es bisweilen auf dem Campus, nämlich von den »Grauen«, den Langzeitstudenten, die es im studentischen Wahlkampf wachhalten.

Gutes altes Homonym! Verschütt gegangen ist es mit anderen Archaismen

– oder spricht heute noch jemand von *Systemimmanenz* oder *Praxisrelevanz*, mit Ausnahme von Didaktikern und Pädagogen? *Realisiert* wird heute wieder im Sinne der Vor-APO-Zeit: eine Bahntrasse, ein Büroobjekt oder der Rhein-Main-Donau-Kanal.

Doch halt! Da dämmert ein Hoffnungsschimmer am wiederaufbauverschatteten Horizont. »Ich habe gestern *gelernt*«, sagt ein Verwaltungsbeamter, »daß hier im Hause so mancher Zweifel an Maastricht hat.« Wie denn? Hat der Mann einen Abendkurs besucht, um herauszufinden, wie seine Mitarbeiter denken – Tribut an den modernen Fortbildungswahn? In einem Neon-Bistro verkündet ein Jungjurist am Nebentisch, er habe soeben *gelernt*, warum ihn seine Partnerin verlassen habe. Folgt der junge Herr etwa einem Grundkurs Beziehungen I bei den in seinen Kreisen übel beleumundeten Erziehungswissenschaftlern, um das Privatleben zu erlernen?

Greifen wir doch lieber zu Näherliegendem, nämlich zu dem Sprachschatz, aus dem heutiges Deutsch sich vorzugsweise speist. Ein Blick in den

Langenscheidt Englisch-Deutsch verschafft Aufklärung. *To learn* hat im Deutschen, ähnlich dem untergegangenen *realisieren*, neben 'lernen' zwei weitere Bedeutungen: 'hören' und 'erkennen'. Eine echte Bereicherung, wenn der Hörsaal wieder zum Lernsaal wird, was allerdings ein Umdenken in der Bildungspolitik erfordert. Wird der Hörfunk nun zum Lernfunk? Nur wenn der Entwertung der Programme Einhalt geboten wird.

Sprachwandel sei, so sagen Linguisten, ein Phänomen der dritten Art, wie der Stau aus dem Nichts oder die Inflation: Keiner hat's gewollt, und doch trägt jeder dazu bei. Bei *lernen* können wir jedoch der Ursache des Wandels habhaft werden. Polyglott sind wir, und weltoffen! Weiterhin beziehen wir unsere Lifestyle-Semantik aus den USA, wenn auch heute eher aus Manager-Zirkeln als aus der Studenten-Szene. Da sage nun keiner, wir Deutschen hätten aus der Vergangenheit nichts *gelernt*.

Der Autor ist Leiter »PR und Kommunikation« bei der Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh.

# »Hat jeder zu wissen, wo die Heimat ist«

## Einheimische im Gespräch mit Aussiedlern

von Ulrich Reitemeier

Am Institut für deutsche Sprache wird ein Forschungsprojekt zur sprachlichen Integration von Aussiedlern durchgeführt. Unter sprachlicher Integration wird dabei die Aneignung von sprachlichen Fähigkeiten verstanden, die es ermöglichen, kommunikative Aufgaben der Lebenspraxis in Deutschland zu bewältigen und mit Einheimischen in befriedigende und dauerhafte Kommunikationsbeziehungen zu treten. Sprachliche Integration von Aussiedlern ist nach unserem Verständnis an die Neuorganisation sprachlicher Fähigkeiten und kommunikativer Gemeinschaften gebunden. Den Prozeß der sprachlichen Integration von Aussiedlern untersuchen wir unter folgenden Aspekten: Wandel der mitgebrachten deutschsprachigen Dialekte; Spracherwerb der Kinder unter der Bedingung, daß ihre Eltern sich selbst in einer Spracherwerbssituation befinden; Identitätsarbeit und Kommunikation mit Einheimischen. Im SPRACHREPORT 3/91 hat Nina Berend die »Sprachverwirrung« der Rußlanddeutschen im Mannheimer Raum geschildert; in folgendem Beitrag berichtet Ulrich Reitemeier aus der Forschungsarbeit über die Kommunikationsbeziehungen zwischen Aussiedlern und Einheimischen.

N. Berend / K. Meng / U. Reitemeier

Zu den Aufgaben der Medien gehört es, Probleme der Aussiedlerintegration ins öffentliche Bewußtsein zu bringen<sup>1</sup>; Aufgabe der Soziolinguistik muß es sein, das Fremdheitserleben von Aussiedlern und ihre soziale Randständigkeit als sprachlich-kommunikativ produzierte Tatbestände zu beschreiben und in ihrer Bedeutung für den Prozeß der sprachlichen Integration zu untersuchen.

In meiner Untersuchung des kommunikativen Austausches zwischen Einheimischen und Aussiedlern<sup>2</sup> sehe ich Gespräche als »Orte« an, an denen sowohl für Aussiedler als auch für Einheimische Fragen der Zugehörigkeit zu sozialen Gemeinschaften und Fragen

des Sich-Zurechtfindens (in der neuen soziokulturellen Umgebung und auch in der eigenen Lebensgeschichte) akut werden. In der sprachlich-kommunikativen Bearbeitung derartiger Fragen treffen sie Entscheidungen über Gemeinsames und Trennendes, stellen sie soziale Nähe oder soziale Distanz her. Mittels genauer Analysen entsprechender Äußerungszusammenhänge läßt sich somit der Prozeß der sprachlichen Integration – wie auch seines Gegenteils – in mikrosozialen Kommunikationsstrukturen nachzeichnen.

### Kommunikative Beziehungen

In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Deutschland kommen Aussiedler fast nur mit solchen Einheimischen in Kontakt, die in Ausübung einer beruflichen Tätigkeit mit ihnen befaßt sind: als Lehrer, als Sozialbetreuer, als Behördenvertreter usw. Für die Kommunikationsverhältnisse, in denen Aussiedler leben, bedeutet dies zweierlei. Erstens: Zugehörigkeitsprobleme und Probleme des Sich-Zurechtfindens werden überwiegend in institutionellen Handlungszusammenhängen bearbeitet. Die Behandlungsweise solcher Probleme kann dabei von den Aussiedlern selbst meist nur reaktiv gestaltet werden; es sind die Professionellen, die Anlaß, Ausmaß und Richtung der Thematisierung von Fragen der Zugehörigkeit und des Zurechtkommens steuern. Die Chancen, Handlungsräume eigeninitiativ zu gestalten, sind tendenziell beschnitten, ebenso wie die Möglichkeiten, sich aus eigenen kulturellen Gewohnheiten heraus als Interaktionspartner inszenieren zu können. Insofern tragen die Professionellen zwar zur Verstärkung von Fremdheitserfahrungen bei, gleichwohl sind sie wichtige Verbündete der Aussiedler im Umgang mit Integrationsanforderungen. So werden Erfahrungen mit professionellen Helfern und Sozialisationsagenten auch von den Aussiedlern selbst besonders dann als positiv erlebt, wenn die Professionellen den Kontakt unter Aspekten des wechselseitigen kulturellen Lernens zu gestalten vermögen. In solchen »Schonräumen« der Aussiedlerbetreuung (etwa im Sprachkurs, im Aussiedlerseminar, bei caritativen Veranstaltungen) entsteht ein Bild vom »typischen Deutschen«, das sich in anderen Handlungs-

kontexten oft auf sehr abrupte Weise als falsche Generalisierung erweist.

Dort, wo Aussiedler und Einheimische aufeinandertreffen, etwa im Nachbarschaftsgefüge, in Sport- und Gesangsvereinen und am Arbeitsplatz, sind sie zwar gemeinsam präsent und auch zeitweilige Kommunikationspartner, aber kaum in intensiver menschlicher Verbundenheit. Eine etwa fünfzigjährige Aussiedlerin erzählt folgende Begebenheit: Als sie erst kurze Zeit in Deutschland war und noch sehr großes Heimweh hatte, hat sie einmal einen Brief an die zurückgelassenen Angehörigen zur Post gebracht; auf dem Rückweg ins Übergangswohnheim kommt sie mit einer älteren Dame ins Gespräch, die »auch so traurig da gstanden ist«, wie sie sagt. Die ältere Dame spricht sie darauf an, daß sie im Wohnheim für Aussiedler wohnt und erkundigt sich nach ihrem Befinden. Daraufhin fängt die Erzählerin an zu weinen, die ältere Dame bekundet Anteilnahme und sagt ihr tröstende Worte, so daß sie sich wieder fassen und ihr Leid formulieren kann »Danke, es geht mir ganz gut. Bin mit allem zufrieden, aber ich hab so Heimweh«. An dieser Stelle mischt sich ein Mann mit den Worten ein: »Hat jeder zu wissen, wo die Heimat ist!«. Er muß dies in besonders unfreundlichem Tonfall getan haben, wie die Erzählerin mit intonatorischen Mitteln der Redewiedergabe deutlich macht.

Die »Aussiedler-Identität« kann demnach als kontaktbegründendes Thema fungieren (Ansprechen einer Person in ähnlichem Leidenszustand, einführend-tröstende Reaktionen der angesprochenen Person), sie kann aber zugleich Veranlassung sein, auf Distanz zu gehen und Kommunikation unmöglich zu machen (kein Mitgefühl zeigen, die Leidende selbst für ihren Zustand verantwortlich machen).

Daß Zugehörigkeitsfragen und Probleme des Sich-Zurechtfindens bevorzugte Themen in der Kommunikation zwischen Einheimischen und Aussiedlern sind, gilt für informelle und formelle Situationen gleichermaßen. Der entscheidende Unterschied liegt in der Art der Themenbehandlung. Sie ist in informellen Kontexten für Aussiedler weniger kalkulierbar und risikobehafteter als im Kontakt mit Professionellen,

## Schreiben, wie man spricht

Vom 17. 11. – 19. 11. 1993 fand am IDS im Rahmen des Sonderforschungsberichts »Sprechen und Situation« ein Kolloquium »Über Sprechen schreiben« statt. In diesem Kolloquium ging es um Probleme und Fortschritte gesprächsanalytischer Beschreibungen mündlicher Kommunikation. »Die Frage, wie gesprächsanalytisch gewonnene Ergebnisse sprachlich dargestellt werden, ist für eine Wissenschaft, die für die Überzeugung ihrer Ergebnisse auf verbale Darstellung angewiesen ist – und sich nicht auf Tabellen, Statistiken, Photographien oder Oszillominkausdrücke berufen kann – keine Frage von Stilistik, sondern eine essentielle, methodologische Frage«, betonte Werner Nothdurft vom IDS, der zu dem Kolloquium eingeladen hatte, in seiner Begrüßung. Mit der Diskussion dieser Frage stelle sich die Gesprächsanalyse einer Problematik, die in anderen Bereichen der Gesellschaftswissenschaften bereits intensiv diskutiert wird (Völkerkunde, Geschichtsfragen). Für die Untersuchung mündlicher Kommunikation stellt sich das Problem überzeugender wissenschaftlicher Darstellung dessen, »was im Gespräch passiert«, in besonderer Schärfe angesichts der Flüchtigkeit des Phänomens – des Gesprochenen.

Einen thematischen Schwerpunkt des Kolloquiums bildeten Referate, in denen die Darstellungsrhetorik vorliegender gesprächsanalytischer Untersuchungen und die impliziten interpretationsleitenden Annahmen einer kritischen Betrachtung unterzogen wurden (Referate von Holly, Deppermann, Nothdurft). Breit wurde auch die Problematik einer angemessenen Wiedergabe mündlicher Kommunikation im Transkript diskutiert (Auer, Müller, Breuer), und schließlich wurden Versuche alternativer Darstellungen gesprächsanalytischer Ergebnisse vorgestellt und diskutiert, u.a. ein Versuch einer gesprächsanalytischen Videoproduktion von Nothdurft und Spranz-Fogasy.

Bei aller Unterschiedlichkeit und kontroversen Auseinandersetzung waren sich die Teilnehmer darin einig, daß die Darstellungsweisen mündlicher Kommunikation verstärkt reflektiert werden sollten. Auch das Experimentieren mit alternativen Darstellungsweisen und Medien wurde für fruchtbar gehalten.

Carmen Spiegel, Mannheim

was auch die allgemein unter den Aussiedlern feststellbare Tendenz erklärt, informelle Kontakte mit Einheimischen eher zu vermeiden.

### Sprachliche Mittel und ihre kommunikativen Funktionen

Die Gespräche zwischen Aussiedlern und Einheimischen zeichnen sich u. a. durch eine auffällige Häufung bestimmter Äußerungsformen aus:

○ Topoi und floskelhaftes Sprechen: Werden Aussiedler von Einheimischen gefragt, wie es ihnen in der Bundesrepublik geht, ziehen sie meist sehr allgemeine Gesichtspunkte heran, um ihre Situation als zufriedenstellend darzustellen. »Und hier ist so schöne Gegend und schöne Kleidung.« / »Ich denke, Gesundheit ist das Wichtigste!« Desgleichen bekunden sie oft in floskelhafter Weise ihre Zufriedenheit mit dem Leben in der Bundesrepublik. »Also im großen und ganzen gefällt mir. Bin zufrieden, daß ich hier bin.« / »Uns geht es ja gut, wir haben ja alles.«. Solche sprachlichen Mittel, die besonders in Gegenwart von Personen, die wenig vertraut sind, verwendet werden, sind geeignet, zwar den situativ bestehenden Kommunikationsverpflichtungen (Antwort geben) Rechnung zu tragen, sich aber zugleich einer weitergehenden Thematisierung des eigenen Befindens zu entziehen.

○ Soziale Kategorisierung und ethnische Stereotype: Zugehörigkeiten und Beziehungen zu anderen soziokulturellen Gruppen werden im Gebrauch sozialer Kategorisierungen und ethnischer Stereotype angezeigt. Explizite ethnische Stereotypisierungen lassen sich am ehesten in solchen Situationen aufspüren, in denen Mitglieder soziokultureller Gemeinschaften unter sich sind, also unbefangen und ohne Sorge um mögliche Konfrontationen mit Angehörigen anderer soziokultureller Gruppen ihre »Wertschätzungen« eben dieser Gruppen äußern können. So beispielsweise, wenn eine Gruppe jugendlicher Aussiedler den Vorschlag des Sozialbetreuers, ins Kino zu gehen, mit den Worten »Wir wollen nicht dahin, wo die arroganten Deutschen sind!« ablehnt. Im Gebrauch ethnischer Stereotype manifestiert sich aber nicht nur die Urteilsperspektive auf andere soziokulturelle Gruppen, sondern auch die Intensität des Zugehörigkeitsempfindens zur eigenen ethnischen Gruppe. So zeigt die Bemerkung einer jugendlichen Aussiedlerin, daß sie der »Russendiscos«<sup>3</sup> überdrüssig sei und gern einmal in eine deutsche Disco gehen würde, daß sie gewillt ist, auf Distanz zu den Gepflogenheiten der eigenen ethnischen

Gruppe zu gehen und sich an der Jugend- und Freizeitkultur der Aufnahmegesellschaft zu orientieren.

○ Biographische Erzählungen und Erzählkommentare: Vor allem in Erzählpassagen und in den Eigenkommentaren hierzu bearbeiten Aussiedler ihre migrationsbedingten Identitätsprobleme. In narrativen Äußerungszusammenhängen werden herkunftsgeprägte Identitätsanteile, Leidens- und Enttäuschungserfahrungen dargestellt und oft mit Bezug auf die aktuelle Situation gewichtet. So zum Beispiel, wenn eine Aussiedlerin eine Erzählung der schmerzvollen Bewußtwerdung von Heimatverlust mit den Worten abschließt »Wir haben nix dort, wir sind hier und fertig!« und damit eine Initiative ergreift, die Thematisierung leidvoller Erfahrungen zu beenden: Es hilft nichts – dies wird auch den mitanwesenden Familienangehörigen demonstriert –, in der »Kultivierung des Leids«<sup>4</sup> zu verharren, es gilt, die Herausforderungen der neuen Lebenssituation anzunehmen.

### Anmerkungen

1 Als Hinweis darauf, wie über Aussiedler in der Presse berichtet wird, möge eine Auswahl von Überschriften genügen: »Fremd in der Heimat«, »Deutscher Alltag macht Aussiedler zu Heimkehrern in die Fremde«, »Aussiedler – Deutsche zweiter Klasse?«, »Sind Aussiedler Ausländer?«

2 Bisher liegen empirische Materialien (Interviews, Beobachtungsprotokolle, Tonband- und Videoaufnahmen) aus sogenannten Aussiedler-Seminaren vor – Aussiedler werden darin mit der Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Bundesrepublik vertraut gemacht –, aus einer Hauptschule mit sehr hohem Anteil an Aussiedlerkindern, aus der sozialpädagogischen Betreuung jugendlicher Aussiedler, aus dem Umfeld eines Übergangwohnheims und dem Alltag einer dort lebenden Familie sowie aus einer Einrichtung zur Durchführung beruflicher Qualifizierungsmaßnahmen; gewiß wären auch Beobachtungen in Sprachkursen, in Behörden oder in der Arbeitswelt sinnvoll, sie setzen entsprechende Zugangsmöglichkeiten voraus.

3 Damit sind Diskotheken gemeint, die zum bevorzugten Treff jugendlicher Rußlanddeutscher geworden sind. Sie werden meist von ihnen selbst betrieben, und es wird dort die von ihnen bevorzugte Musik (russische Rockmusik, westlicher Techno- und Discound) gespielt.

4 Dieser Begriff ist verschiedentlich in Interviews mit Sozialbetreuern aufgetaucht. Damit bezeichnen sie eine Neigung zum ständigen Befäßtsein mit dem eigenen Leid, die sie vor allem bei rußlanddeutschen Aussiedlern beobachten.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache.

# HISTORISCHES TEXTKORPUS

von Elke Donalies und Ulrike Haß-Zumkehr

Seit Mitte 1992 gehört die Erforschung der neueren Geschichte des Deutschen satzungsgemäß zu den Aufgaben des Instituts für deutsche Sprache. Einige der bisherigen Arbeitsprojekte, vor allem das Deutsche Fremdwörterbuch und das Projekt zur deutschen Lehnwortbildung, besaßen von Anfang an eine diachronische Komponente. Die Lexikographinnen und Lexikographen wollen auch die jeweilige Vorgeschichte des heutigen Wortgebrauchs darstellen. Die vorhandenen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen und Wörterbücher reichen dazu nicht aus; es müssen zeitgenössische Quellen herangezogen werden, die es gestatten, sich ein Bild von früheren Zuständen des Sprachgebrauchs zu machen.

In der Lexikographie benutzt man dazu traditionell sogenannte Belegkorpora, die aus Tausenden von Zetteln mit einzelnen Stichwörtern (eingebettet in Satzglieder oder vollständige, aber isolierte Sätze) und Quellenangaben bestehen. Das heißt, durch die Verzettelung werden zusammenhängende Texte in lexematische Atome zersplittert, die kein realistisches Bild des Wortgebrauchs mehr vermitteln. Deshalb bemüht man sich in neuerer Zeit mit Hilfe des Computers, die Belegsammlungen durch Korpora vollständiger Texte zu ergänzen.

Aber auch bei maschinellen Textkorpora darf man nicht vergessen, daß es sich nur um Momentaufnahmen eines kleinen, nämlich des schriftlich festgehaltenen Ausschnitts der sprachlichen Realität unserer Vorfahren handelt. Um dieser Realität so nah wie möglich zu kommen, muß die Textauswahl sprach- und literatursoziologische sowie dialekt- und textsortengeschichtliche Prinzipien zugrundelegen. Folgende Textsortenbereiche sind für das in der Abteilung »Historische Lexikologie und Lexikographie« geplante, umfangreiche Textkorpus vorgesehen: Zeitungen/Zeitschriften (ca. 30 %), biographische Texte (ca. 15 %), Sachliteratur (ca. 15 %), Texte des Kommunikationsbereichs Politik/Recht (ca. 15 %), Schöne und kulturelle »Höhenkamm«-Literatur (ca. 10 %), wissenschaftliche Texte (ca. 10 %), Texte der Fach- und Berufskommunikation (ca. 5 %). Die Bereiche sind in weitere Textsorten- und thematische Gruppen unterteilt.

Der zeitliche Rahmen umfaßt das 18. und 19. Jahrhundert, wobei die sprachgeschichtlich relevanten Zäsuren einerseits eher bei 1650 als bei 1700 und andererseits bei 1918 statt 1900 liegen. Es ist sowohl unter sprachkommunikativem Gesichtspunkt als auch aus Gründen der Quellenverfügbarkeit durchaus legitim, gewisse Zeitspannen, z.B. die Jahre um 1848, etwas stärker zu berücksichtigen als andere. Die Organisation des Projekts erlaubt ständige Kontrolle und spätere Korrekturen sowohl der thematisch-kommunikativen als auch der zeitlichen Gewichtung.

## Vielfältige Nutzungsmöglichkeiten

Das Historische Textkorpus wird von unterschiedlichen wissenschaftlichen Fragestellungen aus genutzt werden können. Was den Kollegen aus den gegenwartssprachbezogenen Abteilungen des IDS im Hinblick auf die in Mannheim bereits seit langem installierten Computerkorpora zum Sprachgebrauch nach 1945 recht ist, ist den Sprachhistorikern billig. Auch sie wollen Textquellen computergestützt analysieren können, also z.B. wissen, wie oft ein Wort in welchen Texten oder Gattungen vorkam und mit welchen anderen Wörtern es vorzugsweise kombiniert wurde – hier können auch Beziehungen zwischen Wörtern unabhängig davon untersucht werden, wie weit sie in einem Text auseinanderliegen.

Abgefragt werden kann auch, um weitere Nutzungsmöglichkeiten aufzuzeigen:

- die Verwendung von Namen für Personen und geographische Einheiten, für nationale oder ethnische Gruppen (z.B. *Indianer*, *Deutsche*), für Bücher, Musikwerke, Bühnenstücke usw.,
- standardisierte Formulierungen, die den semantischen Wandel von Leitbegriffen wie »Freiheit« oder »Arbeit« mitbedingt haben, in denen sich die Etablierung einer öffentlichen Meinung, die Einführung telegraphischer Nachrichtendienste, die Einflüsse bestimmter Literaturgattungen oder die Zensurbestimmungen widerspiegeln,
- Personengruppen, die in Preußen oder in St. Petersburg unter *Ausländer* subsumiert wurden,

○ Handlungsverben, die mit öffentlicher Meinung verbunden wurden.

Selbstverständlich kann das Korpus auch viele orthographie- und syntaxgeschichtliche Forschungen unterstützen, etwa zur früheren Funktion des Konjunktivs, zu Flexion und Wortstellung.

## Neue Anforderungen

Drei entscheidende Neuerungen soll das Historische Korpus des IDS also bieten: Erstens soll es ganze Texte und nicht nur isolierte Sätze oder Satzteile enthalten. Zweitens soll es dem Stand der sprachgeschichtlichen Forschung entsprechen, die sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend sozialgeschichtlichen Aspekten des Sprachgebrauchs geöffnet hat. Und drittens wird mit dem Einsatz der Computertechnik ein Sprung aus den staubigen Bücherregalen und unübersichtlichen Zettelkästen ins moderne Informationszeitalter getan.

Um Antworten auf die oben skizzierten und viele andere Fragen zu bekommen, müssen die Texte in bestimmter Weise aufbereitet, mit Markierungen versehen und an ein Abfrageprogramm angeschlossen werden. Bis Texte wie die von Friedrich dem Großen, Joh. Friedrich Blumenbach, Therese Huber und ihrem Mann Georg Forster, Alexander von Humboldt, Otto von Bismarck, Rudolf Virchow, Heinrich Schliemann, Fanny Lewald oder Henriette Davidis in der genannten Weise zur Verfügung stehen, sind noch viele Probleme gemeinsam von Linguisten und EDV-Fachleuten im IDS zu lösen:

Schon aus der aus heutiger Sicht abweichenden Flexion (z.B. *er frug dem Publico*) ergeben sich neue Anforderungen an das Lemmatisierungsprogramm, eines der unsichtbaren Herzstücke des Textaufbereitungs- und Abfrageprogramms. Wieviel leichter wäre es etwa, wenn die heute heiß umkämpfte Orthographieregelung schon 300 Jahre früher durchgeführt worden wäre. Wie soll der Computer begreifen, daß *Freyheit*, *Vraiheytt*, *freihayt* und *vriiheytt*, *wohl* und *wol*, *Kultur* und *Cultur* nur Schreibvarianten ein- und desselben Worts sind, die er alphabetisch zusammenzuordnen hat? Die Groß- und Kleinschreibung gilt heute als unantastbar, aber welche Freiheiten besaßen unsere Vorfahren, je nach Bedeutungsunterschied *Herr*, *HErr* oder *HERR*, *ER* oder *Er* zu schreiben! Solche und andere Besonderheiten in der Schreibweise dürfen bei der Textfassung keinesfalls eingeebnet, sondern müssen der Authentizität wegen beibehalten werden oder doch rekonstruierbar sein.

Die Liste dieser und weiterer in die originalen Texte (s. Abb. 1) einzufügenden Markierungen, die übrigens oft am Anfang und am Ende des zu Markierenden stehen müssen (s. Abb. 2), ist weitaus länger als bei gegenwärtigen Computerkorpora. Obligatorisch für alle Korpora (unabhängig von der Zeitstufe) sind die bibliographisch bzw. philologisch wichtigen Phänomene wie Seitenzahl, Überschrift, Absatz, Satz, typographischer Wechsel. Schwierigkeiten machen des weiteren nicht nur Randglossen, Fußnoten, tabellenartige Listen oder Bildunterschriften; diskutiert werden muß bereits darüber, wo ein Satz oder Absatz anfängt und aufhört. Eher fakultativ, aber dafür besonders vielversprechend bei späteren Abfragen sind die Markierungen für Namen, Abkürzungen, Zitate oder fremdsprachliche Einschübe (z.B. »Lernst auch brav? Wieviel verba anomala sind?« »Ich weiß es nicht.« Jung-Stilling 1777).

»Linguistische Bauchschmerzen«

Probleme ergeben sich vor allem bei der Bestimmung von Namen, etwa in Zusammensetzungen (wie *Mozartabend*, *Faust-Darsteller*), in Ableitungen (wie *britische Regierung*, *Münchener Bürger*, *russifizieren*, *göthisch*), im metaphorischen Gebrauch von Namen (z.B. bei *Westentaschencasanova*) und bei der Verwendung von Appellativa mit namenartiger Funktion (wie *die Republik* für Frankreich). Ganz zu schweigen von Wörtern in griechischer, kyrillischer und hebräischer Schrift oder von den vielen heute kaum reproduzierbaren Sonderzeichen mit zweifellos sprachlicher Funktion (z.B. das Pfund-Zeichen oder das beliebte Zeigehändchen).

Beim Aufbau eines historischen Textkorpus muß man zu fast allen linguistischen Grundfragen Stellung beziehen. Hier kann man sich nicht mit einer problematisierenden Darstellung zufriedengeben, sondern muß pragmatische Lösungen finden – selbst wenn manchmal linguistische Bauchschmerzen bleiben.

Die Autorinnen sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am Institut für deutsche Sprache.

# Das Pfennig-Magazin

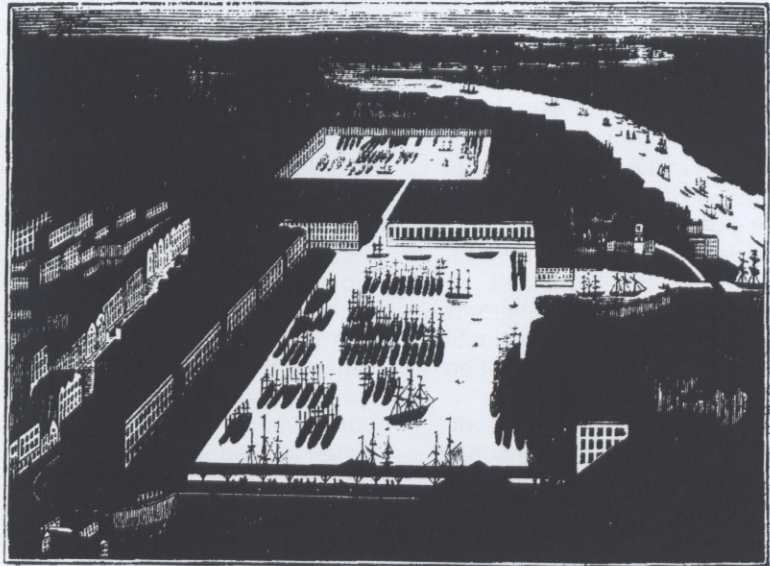
für  
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 168.]

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

[21. März 1848.

Die London-Docks.



Claude Genoux.

Leben und Fahrten eines Savoyarden.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt zu Marseille.

Von dem Tage, wo ich in meine Heimat zurückkam, bis zu meiner Ankunft in Marseille verflossen vier Jahre, vier Jahre der Leiden und Freuden, wie die meiner ersten Wanderschaft; ich war während derselben Schäfer in Savoyen, Schuhputzer, Verkäufer von Contremarken, Factotum eines Dichters und Commissionnaire in Paris, dann Schiffsjunge am Bord eines Kriegsschiffs und Koch auf einem Transportschiffe. Mit 18 Jahren hatte ich drei Theile der alten Welt gesehen, mir selbst die wenigen Kenntnisse zu verdanken, die ich besaß, und was dabei das Beste war, ich hatte durch

1846

Sparfamkeit oder, wie meine Landsleute zu sagen pflegen, dadurch, daß ich mir immer einen Apfel für den Durst aufhob, es dahin gebracht, 50 Goldstücke in meinen Gürtel nähen zu können.

Ich war nun in dem Alter, wo man zu überlegen und an die Zukunft zu denken anfängt. Die Widerwärtigkeiten, meine unzertrennlichen Gefährten, zeigten mir als Ertrungenschaft eine bescheidene Hütte am Abhange eines Berges, drei Acker Feld, von Kastanienbäumen beschattet wie ein irdisches Paradies, wo meine Tage frei und glücklich verfließen würden. Doch um diese Güter zu erlangen, reichten 50 Goldstücke noch nicht hin; ich mußte noch mehr haben und schlug, um dahin zu kommen, den Weg ein, den ich für den für-

12

Abb. 1: Textvorlage im Original

DEMO - Ausschnitt aus dem "Pfennig-Magazin"

```
<snr>1<\snr><ues>Das Pfennig-Magazin für Belehrung und
Unterhaltung.<sen><aen>
<abk>Nr.<\abk> 168.<sen> Neue Folge.<sen> Vierter
Jahrgang.<sen> 21. März 1848.<sen><aen><\ues>
<bil>Die <gna>London-Docks<\gna>.<sen><aen><\bil>
<ues><pna>Claude Genoux<\pna>.<sen><aen>
Leben und Fahrten eines <grp>Savoyarden<\grp>.<sen><aen>
(Fortsetzung.)<sen><aen><\ues>
<ues>Zwölftes Capitel.<sen><aen>
Aufenthalt zu <gna>Marseille<\gna>.<\ues><sen><aen>
Von dem Tage, wo ich in meine Heimat zurückkam, bis
zu meiner Ankunft in <gna>Marseille<\gna> verflossen
vier Jahre, vier Jahre der Leiden und Freuden, wie die
meiner ersten Wanderschaft; ich war während derselben
Schäfer in <gna>Savoyen<\gna>, Schuhputzer, Verkäufer von
Contremarken, Factotum eines Dichters und Commissionnaire
in <gna>Paris<\gna>, dann Schiffsjunge am Bord eines
Kriegsschiffs und Koch auf einem Transportschiffe.<sen>
```

Abb. 2: Markierte, computerlesbare Fassung

## Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich

Der Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien (VfS) hatte durch seine erste Vorsitzende, Erika Ising, vom 21. bis 23. Oktober 1993 nach Berlin an den Müggelsee geladen, um aktuelle Sprachprobleme in Europa unter dem Tagungsthema »Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich« zu beleuchten. Der VfS wurde im Herbst 1991 in der Umbruchphase der Wissenschaft in den neuen Bundesländern gegründet. Er verfolgt – laut Satzung – das Ziel, Sprachforschung und Sprachvermittlung im Verlauf der schwierigen institutionellen Umgestaltung in den neuen Bundesländern mit seiner Arbeit wissenschaftlich zu begleiten, er will die Tradition der Sprachwissenschaft in den östlichen Bundesländern Deutschlands bewahren und auch den internationalen sprachwissenschaftlichen Dialog und Erfahrungsaustausch fördern. So waren der Einladung – ganz im Sinne der Satzung – auch rund 60 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, insbesondere aus Ostdeutschland und Osteuropa, gefolgt; insgesamt waren acht europäische Länder vertreten. Das für zwei Tage recht kompakt gestaltete Programm bot vierzehn Vorträge und eine abschließende Podiumsdiskussion.

Zum Auftakt erläuterte Jürgen Scharnhorst (Berlin) als Mitorganisator der Tagung sein Verständnis der Rahmenbegriffe »Sprachsituation« und »Sprachkultur«. Er definierte in seinem Vortrag »Sprachsituation« als »die allgemeine gesellschaftliche Lage, in der sich die Sprache in einem bestimmten Land oder Territorium während eines bestimmten Zeitabschnittes unter gegebenen politischen, sozialen, ökonomischen und insbesondere kulturellen Verhältnissen befindet«. Er unterschied bei der Thematik »Sprachkultur als internationaler Forschungsgegenstand« zwischen a) dem Prozeß der Vervollkommnung der Sprache (Sprachkultivierung) und b) dem Entwicklungsstand, der bei diesem Prozeß erreicht wurde (Sprachkulturniveau). Scharnhorst betonte, daß Sprachkultur sich zwar jeweils im Rahmen einer Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft verwirkliche, »aber die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, die dabei wirksam sind, nicht auf eine Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft beschränkt« seien.

Im Verlauf der Tagung wurden Sprachsituation und Sprachkultur in Dänemark, der Schweiz, der Tschechischen Republik, der Slowakischen Republik, der GUS, in Lettland, in Ungarn, im Serbischen, im Kroatischen sowie im Sorbischen vorgestellt. Es wurde in den meisten Vorträgen nochmals deutlich, daß die politischen Umwälzungen im Osten auch sprachliche Veränderungen nach sich gezogen haben. So hat beispielsweise mit Gründung der Slowakischen Republik am 1. 1. 93 das Tschechische quasi über Nacht den Status der offiziellen Staatssprache verloren und ist zu einer Minderheitensprache geworden. Das Russische dürfte überall zugunsten des Englischen an Bedeutung verloren haben. Darüber hinaus ist fraglich, ob die russische Sprache in der GUS ihren Status als lingua franca behalten wird. Bei allem Verständnis für Freude über (wieder)gewonnene nationale Autonomie und damit verbundenem neuen sprachlichen Selbstbewußtsein darf die Gefahr eines sich abgrenzenden, ja teilweise aggressiven Nationalismus nicht übersehen werden, der auf eine für Europa beschämende Weise im ehemaligen Jugoslawien vorgeführt wird. Sabine Kirfel-Kukavica (Berlin) machte in ihrem Beitrag deutlich, daß von der in den 60er Jahren formulierten These der »zwei Varianten in einem Diasystem (serbo-kroatisch)« die Kroaten bereits in den 70er Jahren wieder abrückten, und daß heute auf beiden Seiten auch immer wieder der eigene »Sprachgeist« zur Abgrenzung beschworen wird.

Eine Chance für die erneute Diskussion über die »Plansprache Esperanto« sah Detlef Blanke (Berlin) aus machtpolitischen Gesichtspunkten im Europa wiedererstarkter kleiner Nationen und Sprachen.

Angesichts des »Vielvölkerstaates« Europa führte Natalja Troschina (Moskau) aus, daß zum Verständnis anderer Sprachen auch ein »national-kulturelles« Wissen unabdingbar sei, sonst werde beispielsweise aus dem sich als »alter Hase« bezeichnenden Deutschen im Russischen auf einmal einer, der seine Feigheit schon oftmals bewiesen habe...

Der letzte Teil der Tagung befaßte sich mit der deutschen Sprache. Ich informierte über das »Handbuch zur

Förderung der sprachlichen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland«, das von Hans Bickes und mir bei der Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden) durch Fördermittel der Robert-Bosch-Stiftung 1992 erstellt wurde. In der Bestandsaufnahme werden über 90 Institutionen und Organisationen in kurzen Einträgen vorgestellt und ihr Beitrag zur Förderung sprachlicher Kultur beschrieben. In einem einleitenden Teil erörtern fünf Autorinnen und Autoren aus Ost und West das Thema »Sprachkultur – ein Begriff und seine Entwicklung in der Bundesrepublik und in der ehemaligen DDR« aus unterschiedlichen Perspektiven.

Die abschließende Podiumsdiskussion war der »gegenwärtigen Sprachsituation in Berlin« gewidmet – ein Ort, der sich wie kein anderer als Indikator für die Ost-West-Befindlichkeit eignet. Jürgen Beneke (Berlin) berichtete über ein Projekt mit Berliner Jugendlichen, bei dem über 1000 Fragebogen und 80 Interviews zum sprachlichen Verhalten ausgewertet werden sollen; Norbert Dittmar (Berlin) machte im Ostteil ein konservativeres, korrekteres und dialektorientierteres Sprachverhalten aus, das sich jedoch durch Arbeitskontakte rasch zu ändern beginnt, denn nach Auffassung von Joachim Wiese (Berlin) »binden westliche Firmen ihren Auszubildenden auch sprachlich den Schlipps um«.

Am Ende der Tagung stellte Erika Ising (Berlin) zusammenfassend fest, daß sich die Sprachen in Europa ähnlich im Fluß wie die Politik befänden. Sie schlug vor, wie z.B. von Erik Hansen (Kopenhagen) für Dänemark vorgestellt, europäische Sprachenräte einzusetzen. Ising appellierte vor allem an die Toleranz gegenüber den Sprachen und Minderheitensprachen in Europa und plädierte für den von Roland Posner (Berlin) in der Podiumsdiskussion erläuterten Ansatz eines »polyglotten Dialoges«, bei dem jeder in seiner Sprache spricht und zugleich die des anderen versteht.

Man kann nur hoffen, daß auch weiterhin Mittel von der DFG, dem Stifterverband der deutschen Wissenschaft und anderen Einrichtungen zur Unterstützung derartiger Tagungen zur Verfügung gestellt werden, um den gerade erst begonnenen Dialog zwischen Ost und West in Deutschland und in Europa fortzusetzen.

Annette Trabold, Mannheim